

DER FELS

Papst Franziskus:

Evangelii Gaudium – Freude am Glauben 3

Walter Kardinal Brandmüller:

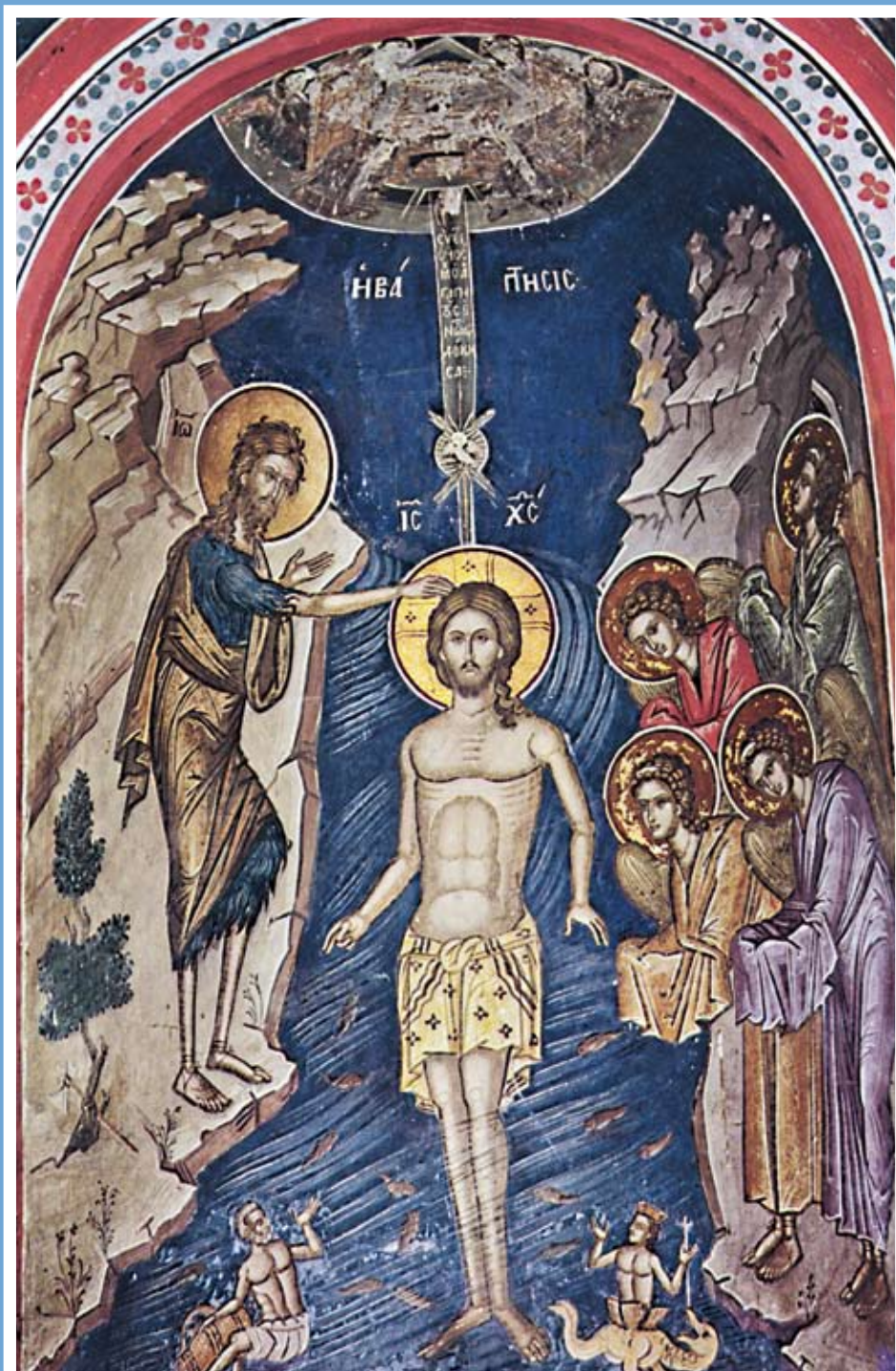
In das Dunkel der Fragen fällt das helle
Licht der Lehre des Konzils 12

Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a.D.:

Den Glauben mutig bekennen 18

Katholisches Wort in die Zeit

45. Jahr Januar 2014



INHALT

Papst Franziskus: Evangelii Gaudium – Freude am Glauben	3
Alfred Kardinal Bensch: Der neue Mensch in Jesus Christus	4
Bischof Gregor Maria Hanke: Der Diakon: Diener am Volk Gottes	7
Prof. Dr. Hubert Gindert: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Karl Borromäus	10
Dr. Alois Eppler: Credo Amen	11
Walter Kardinal Brandmüller: In das Dunkel der Fragen fällt das helle Licht der Lehre des Konzils	12
Raymund Fobes: Das JA zum Glauben vertiefen	16
Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a.D.: Den Glauben mutig bekennen	18
Jürgen Liminski: Michael, Annalia, Luciano und die anderen	21
Auf dem Prüfstand	25
Zeit im Spektrum	27
Bücher	29
Leserbriefe	30

Impressum „Der Fels“ Januar 2014 Seite 31
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Taufe Christi,

Theocharis M. Provatakis: Meteora, Michalis Toubis
Verlag, Athen, S.93, Erläuterung siehe Seite 30

Fotonachweise: 3, 6 wiki commons; 4, 10, 13, 16
Archiv; 5 Albert Skira Die großen Jahrhunderte der
Malerei, Buchmalerei, Carl Nordenfalk, S.189; 7, 8
Bistum Eichstätt; 11 Martin von Wagner Museum der
Uni Würzburg; 6, 13, 17, 19 R. Gindert; 18 Der Dom
von Orvieto, plurigraf, 20 Meisterwerke der Vatikani-
schen Museen, Musei Vaticani, sillabe S. 120; 21, 24
J. Liminski

Quelle S. 10: Reformer der Kirche, Matthias-Grünewald
Verlag, 1970; **S. 32:** H. Plock in Martyrologium Zeugen
für Christus I S.478

Liebe Leser,

Papst Franziskus beginnt sein Apostolisches Schreiben vom 24. November 2013 mit dem Satz „Die Freude des Evangeliums erfüllt das Herz und das gesamte Leben derer, die Jesus begegnen“. Was seit der Auferstehung des Herrn die Aufgabe aller Christen ist, ist Hauptanliegen des Schreibens: Eine missionarische Kirche. Die Frage ist: Was steht ihr im Wege? Fehlende Freude, die keinen Impuls zum Aufbruch gibt, sowie „ausufernde Strukturen“ mit einem „immer stärkeren Bürokratismus“, in denen unsere „Wohlstandskirche erstickt“, wie Abt Notker Wolf diagnostiziert?

Allgemeine Feststellungen über den Zustand der Kirche helfen nur weiter, wenn sie konkretisiert werden. Zunächst ist „missionarisch“ ein Wort, das der säkularen Gesellschaft verächtlich erscheint, aber auch Katholiken nur schwer über die Lippen geht und in katholischen Gremien tabu ist.

Der Papst appelliert in seinem Schreiben an die Verantwortung jedes Einzelnen durch Taufe und Firmung: Niemandem, auch keinem Bischof ist erlaubt, sich hinter Kollektiven, Gremien, Ordinariate oder Apparaten zu verschancen, um seinem je eigenen Auftrag auszuweichen. Es gibt tatsächlich Ordinariate, die sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte zahlenmäßig verzehnfacht haben. Konnte der missionarische Geist damit Schritt halten? Wir haben ein durchstrukturiertes flächendeckendes Rätssystem von Laien, hierarchisch geordnet vom Pfarrgemeinderat bis zum ZDK. Wie stark ist ihr missionarische Geist in unserer Gesellschaft spürbar? Gleicht er dem Pfingststurm oder einem Säuseln, das niemand wehtut? Das sollten wir mit Papst Franziskus fragen.

„Die Perioden der Erneuerung der Kirche sind auch die Blütezeit der Katechese“, heißt es im Weltkatechismus (Ziff 8). Ist es noch die Verkündigung des ganzen und unverkürzten Evan-

geliums, wenn heikle Themen wie z.B. Tod, Gericht, Himmel und Hölle ausgespart werden? „Gehen wir denen nach, die sich von uns entfernt oder vielleicht noch für sich nicht entdeckt haben, welchen Schatz das Evangelium auch für sie bereit hält?“ fragt Bischof Voderholzer von Regensburg. Da wäre auch die seit Jahrzehnten fällige Gewissensforschung hinsichtlich der Neuordnung des schulischen Religionsunterrichtes, der Priester- und Katechetenausbildung eine notwendige Konkretisierung allgemein angesprochener Defizite. Verantwortlich dafür sind die obersten Hirten und Lehrer in den Diözesen.

Die Kirche kümmert sich seit der Jerusalemer Urkirche um die sozialen Nöte der Menschen. Papst Franziskus erinnert mit einem Paukenschlag an das, was selbst in scheinbar gut geordneten Wohlfahrtsstaaten nicht in Ordnung ist. Sein Wort „Das ökonomische System ist in der Wurzel ungerecht“, mag manchem übertrieben erscheinen. Aber, um konkret zu werden: Kann man es noch als gerecht empfinden, wenn ein Manager mit 17 Mio. abgefunden wird, was dem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 1000 Rentnern entspricht?

Der Papst stört sich an der Globalisierung der Gleichgültigkeit, nicht nur im Fall der ertrunkenen Bootsflüchtlinge vor Lampedusa, sondern aller Bedrängten und Hilfesuchenden, einschließlich der weltweit verfolgten Christen. So wird sein Schreiben, wenn es aufgegriffen wird, zu einer Botschaft, „die das Herz und das gesamte Leben mit Freude erfüllt“ für die, die damit in Berührung kommen, aber auch für die Menschen, die sich auf den Weg machen.



Mit den besten Wünschen
für das Neue Jahr 2014
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Evangelii Gaudium – Freude am Glauben

Aus dem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“

1. Die Freude des Evangeliums erfüllt das Herz und das gesamte Leben derer, die Jesus begegnen. Diejenigen, die sich von ihm retten lassen, sind befreit von der Sünde, von der Traurigkeit, von der inneren Leere und von der Vereinsamung. Mit Jesus Christus kommt immer – und immer wieder – die Freude. In diesem Schreiben möchte ich mich an die Christgläubigen wenden, um sie zu einer neuen Etappe der Evangelisierung einzuladen, die von dieser Freude geprägt ist, und um Wege für den Lauf der Kirche in den kommenden Jahren aufzuzeigen

Eine ewige Neuheit

11. Eine erneuerte Verkündigung schenkt den Gläubigen – auch den lauen oder nicht praktizierenden – eine neue Freude im Glauben und eine missionarische Fruchtbarkeit. In Wirklichkeit ist das Zentrum und das Wesen des Glaubens immer dasselbe: der Gott, der seine unermessliche Liebe im gestorbenen und auferstandenen Christus offenbart hat. Er lässt seine Gläubigen immer neu sein, wie alt sie auch sein mögen; sie »schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt« (Jes40,31). Christus ist das »ewige Evangelium« (Offb 14,6), und er ist »derselbe gestern, heute und in Ewigkeit« (Hebr 13,8), aber sein Reichtum und seine Schönheit sind unerschöpflich. Er ist immer jung und eine ständige Quelle von Neuem. Die Kirche hört nicht auf zu staunen über die »Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes« (Röm 11,33). Der heilige Johannes vom Kreuz sagte: »Dieses Dickicht von Gottes Weisheit und Wissen ist so tief und unendlich, dass ein Mensch, auch wenn er noch so

viel davon weiß, immer noch tiefer eindringen kann.« Oder mit den Worten des heiligen Irenäus: »[Christus] hat jede Neuheit gebracht, indem er sich selber brachte.« Er kann mit seiner Neuheit immer unser Leben und unsere Gemeinschaft erneuern, und selbst dann, wenn die christliche Botschaft dunkle Zeiten und kirchliche Schwachheiten durchläuft, altert sie nie. Jesus Christus kann auch die langweiligen Schablonen durchbrechen, in denen wir uns anmaßen, ihn

gefangen zu halten, und überrascht uns mit seiner beständigen göttlichen Kreativität. Jedes Mal, wenn wir versuchen, zur Quelle zurückzukehren und die ursprüngliche Frische des Evangeliums wiederzugewinnen, tauchen neue Wege, kreative Methoden, andere Ausdrucksformen, aussagekräftigere Zeichen und Worte reich an neuer Bedeutung für die Welt von heute auf. In der Tat, jedes echte missionarische Handeln ist immer „neu“.



Der neue Mensch in Jesus Christus

Gedanken zur Weihnachtszeit

Wir sind so sehr daran gewöhnt, das Weihnachtsfest als etwas sehr Stilles und Innerliches zu betrachten, dass wir kaum noch bemerken, wie der Glaube der Kirche dieses unauffällige und stille Ereignis in Bethlehem als völlig neuen Anfang in der Menschheitsgeschichte betrachtet. Er lässt uns am Schluss der zweiten Weihnachtsmesse ein Gebet sprechen, dessen Kühnheit alles nur Idyllische und Harmlose einer bürgerlichen Weihnachtsfeier weit hinter sich lässt: „Möge uns, Herr, wieder beleben die in diesem Sakrament von neuem gefeierte Geburt dessen, der, einzigartig geboren, die greisenhafte Menschheit verjüngt hat.“

Etwas Unerhörteres kann in unseren Tagen schwerlich behauptet werden: Die ganze Welt vor Christus, mehr noch, alles, was nicht von der Gnade der Christgeburt ergriffen wird, ist veraltet.

Wenn nämlich etwas im Bewusstsein des durchschnittlichen Zeitgenossen als ausgemacht gilt, dann ist es doch genau das Umgekehrte: Überall und auf allen Gebieten des Lebens wird so ziemlich alles neu. Es wird neu entdeckt, neu konstruiert; es wird ein neuer Lebensstandard gewonnen; es werden neue politische Konstellationen gefunden und neue wissenschaftliche Eroberungen gemacht. So sieht die Welt aus! Und in dieser unaufhörlich sich neu gestaltenden Welt gibt es noch einige rückständige Christen mit einem veralteten Glauben, die Weihnachten tatsächlich als das Geburtsfest ihres Erlösers begehen. Wo doch jeder weiß, dass dieser Christus keinen Zugang zu unserer Welt mehr hat und haben kann.

Trotzdem bekennt die Kirche: Neu ist und bleibt allein der neue Mensch Jesus Christus. Er ist die einzig echte und unüberholbare Neuerung in unserer Welt, die einzige von Belang



Alfred Kardinal Bengsch, 1961-1979 Bischof von Berlin, hat die hier wiedergegebene Weihnachtsbetrachtung 1966 veröffentlicht. Das Schlussgebet der zweiten Weihnachtsmesse, auf das er sich bezieht, findet sich im *alten* Missale; im *neuen* lautet es – für moderne Ohren nicht weniger herausfordernd – so: „Barmherziger Gott, in dieser heiligen Feier hast Du uns Deinen Sohn geschenkt, der heute für uns als Heiland der Welt geboren wurde. Durch ihn sind wir wiedergeboren; führe uns auch zur ewigen Herrlichkeit durch ihn, der mit dir lebt und herrscht in Ewigkeit.“

und mit Zukunft, die einzige, die wirklich etwas geändert hat.

Können wir dieses Gebet mitbeten? Zuerst müssen wir wissen, dass die Vergreisung, von der gesprochen wird, nicht das Ehrfurchtgebietende eines Greises meint, seine Weisheit, Klarheit und Reife, sondern das Negative: die Erstarrung, das Verdorren und Erkalten, die erlöschende Le-

benskraft und die Nähe des Todes. Das alles ist keine medizinische Aussage, sondern meint den inneren Zustand des Menschen.

In dieser Art war das Volk Israel vergreist, als Christus kam. Denn die Pharisäer sind Musterbeispiele der Verknöcherung und Verhärtung im normalen und Gesetzmäßigen. Im Blick auf diese „Frommen“ hat Christus sagen müssen, man könne keinen neuen Wein in alte Schläuche gießen.

Aber auch die Welt des Heidentums war veraltet mit ihren vielen Göttern, die keiner mehr ernst nahm, mit dem Machtwahnsinn der Cäsaren, mit ihrer Sklaverei, mit ihrer Herzlosigkeit und – wie Paulus im Römerbrief berichtet – mit ihrer Verdorbenheit und Lasterhaftigkeit. Für Juden und Heiden war Christus deshalb mit Seiner Lehre und Seinem Leben das ganz Neue. Durch Seine Ankunft wurden die Tempel zu verlassen Ruinen; die Weisheit der pharisäischen Gesetzesgelehrsamkeit war überholt; die Armen und Ungebildeten wurden die ersten Bürger und Apostel des Reiches Gottes; die Sklaven wurden Brüder; und neben die Heroen der Heiden trat der neue Menschentyp: der Märtyrer und die Jungfrau. Der Neue Bund hatte begonnen. –

Wie aber steht es mit dem Menschen unserer Tage, der sich als Herr der Welt fühlt, als Gestalter einer neuen Welt? Gilt auch da, was die Kirche betet?

Es gilt, wenn man sich nicht verirren lässt, von jeder „weltumstürzenden“ Neuheit. Denn die meisten dieser Neuheiten sind bereits morgen überholt. Man sieht das an der Mühe der Zeitungsleute, die immer wieder eine Sensation finden müssen. Und was als neu gepriesen wird, ändert nichts daran, dass der Mensch innerlich veralten kann. Es war kein Moralprediger, sondern eine junge,

sympathische Schauspielerin, die vor einiger Zeit im Film bekannte: „Ich dachte, ich wäre ein neuer Mensch geworden; in Wirklichkeit hatte ich nur eine neue Frisur.“ Wir sollten also zum Beispiel über dem schnellen Düsenflugzeug nicht vergessen, dass an seinem Steuer ein Mensch sitzt. Ein anderer gewiss als vor 500 oder 5000 Jahren, aber immerhin aus derselben Familie, nämlich aus Adams Geschlecht, folglich auch mit dem Leid und der Freude, mit den Versuchungen und der Schuld, mit der Sehnsucht und den Enttäuschungen der Adamskinder.

Wir Christen glauben: Seit der Geburt Jesu gibt es im Bereich des Wesentlichen nur noch Altes und Neues. Entweder steht man auf seiten des Alten, des Veralteten; das ist der uralte und hoffnungslose Tanz um Macht, Genuss, um schnell wechselnde Meinungen, Sensationen und Entdeckungen; das ist immer noch die alte Welt unter der Macht Satans. Oder man gehört zu dem neuen Menschen Jesus Christus, dem Stammvater der neuen Menschheit, der Seinen Jüngern das neue Leben der Gotteskinder schenkt; und dann ist man berufen und befähigt zu ewiger Jugend, die dem Verfall des Leibes und dem Tode überlegen ist. Das ist der wirkliche Sinn christlicher Weihnacht: Mit dem Kind von Bethlehem beginnt eine neue Menschheit und ein neues Reich.

Wenn uns die Kühnheit des Kirchengebotes erschreckt, so liegt das aber nicht zuerst an dem Widerspruch zu allen möglichen Weltanschauungen. Es liegt vielmehr daran, dass sich in uns selber der alte Mensch wieder erheben kann. Wir können wieder der menschlichen Greisenhaftigkeit verfallen, der wir durch die Neugeburt der Taufe entrissen wurden. Die Sünde macht alt. Wir sind dann innerlich erstarrt, hartherzig, verschlossen gegen den Strom des Gotteslebens in der Kirche, nicht mehr belebt vom Heiligen Geist; wir haben die Biegsamkeit und Formungsfähigkeit verloren. Das alles kann in einem blutjungen Menschen geschehen. Wir erkennen dann mit plötzlichem Erschrecken in seinen Augen dieses Wissen um das „Alte“, um den höchstmöglichen Genuss und um den bequemsten Weg; wir erkennen das wache Misstrauen, die zerbrochenen Ideale und die schreckliche Blasiertheit.



In Harmonie und Eintracht arbeiten die Menschen in der Darstellung des Turmbaus zu Babel in dieser Miniatur aus dem 11. Jahrhundert. Doch sind sie nur mit sich und mit ihren Plänen beschäftigt. Mit den besten Begabungen von Gott ausgestattet beziehen sie Gott nicht in ihre Lebensplanung ein. So bleibt unvollendet und wird verfallen, was sie hoffnungsvoll begonnen haben. Das gilt auch für heute.

Die Kirche weiß, warum sie bitet, dass die Gnade des Sakramentes wieder Erneuerung und Verjüngung in uns bewirke. Der als Kind in Bethlehem geboren wurde, will und kann uns innerlich erneuern. Aber die weihnachtliche Gnade der inneren Erneuerung kann sich nicht auswirken, wenn wir nicht das Unsere tun, um jung zu werden vor Gott. Und was wir da tun, das ist zugleich vor der ungläubigen Welt unser Zeugnis dafür, dass mit Christus eine neue Menschheit begann.

Drei Dinge vor allem sind es, die hier genannt werden müssen, die uns jung machen vor Gott und zugleich in unserer Welt heute so neu wirken können wie eine Sensation. Das erste ist Reinheit, so sehr auch „christliche“ und unchristliche Lebemänner darüber lächeln mögen. Nur ein reines Herz ist jung vor Gott – und schön. Und jeder, der von Schuld und Befleckung durch Reue und Gnade wieder rein geworden ist, der hat etwas davon erfahren, was Neuwerden bedeutet.



Der Tanz um das Goldene Kalb (vgl. Ex 32,1-35); Gemälde von Nicolas Poussin (15594-1665). – „Wir Christen glauben: Seit der Geburt Jesu gibt es im Bereich des Wesentlichen nur noch Altes und Neues. Entweder man steht auf der Seite des Alten, Veralteten; das ist der uralte Tanz um Macht, Genuss, um schnell wechselnde Meinungen, Sensationen und Entdeckungen. Das ist immer noch die alte Welt unter der Macht Satans. Oder man gehört zu dem neuen Menschen Jesus Christus ...“ (Alfred Kard. Bensch).

Wichtiger noch ist die Demut. Denn alle Erstarrung wurzelt im Hochmut, in der Selbstüberschätzung und Selbstsucht. Wer sich nicht klein und gering vor Gott fühlen kann, in dem kann nichts neu werden. Nur der Demütige ist offen für Gott.

Das Wichtigste aber – und darin sind Reinheit und Demut eingeschlossen – ist die Liebe. Denn die Liebe Gottes hat uns zu neuen Menschen gemacht, und solange wir uns mit unserer Liebe Gott und dem Nächsten zuwenden, bleiben wir in diesem neuen Leben, bleiben lebendig und jung.

Man gebraucht oft die Redewendung: Der Jugend gehört die Zukunft. Das ist zum Teil eine Binsenwahrheit, zum Teil die vergebliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Aber christlich verstanden, ist es richtig: Eine wirkliche Zukunft haben nur die Menschen, die aus der Gnade wiedergeboren werden und in Reinheit, Demut und Liebe jung bleiben vor Gott. □

Wir gratulieren Joachim Kardinal Meisner

Der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner wurde am 25. Dezember 2013 achtzig Jahre alt.

Die ganze Fels-Gemeinde und das Forum Deutscher Katholiken denken in diesen Tagen dankbar an Kardinal Meisner. Sein Eintreten für den katholischen Glauben und für die Einheit der deutschen Katholiken mit dem Papst gab uns in den vergangenen Jahrzehnten Orientierung und Zuversicht. Sein Mut, die Wahrheit gegen den Ungeist der Zeit zu bekennen, ragte immer wie ein Berg aus dem Meer der Unsicherheit und des Schweigens. Schon in seinen Berliner Jahren ermutigte er die Katholiken in der damaligen DDR dem Stern von Bethlehem zu folgen und nicht dem roten Sowjetstern. In dieser Zeit weihte er auch heimlich viele Untergroundpriester aus der früheren Tschechoslowakei. Dort war es von der kommunistischen Regierung verboten, romtreue Priester zu weihen. Die gottlose und menschenfeindliche Diktatur ist 1989 untergegangen. So wird auch die gegenwärtige mediale Kirchenverfolgung in Deutschland einmal untergehen. Dass die Kirche in Deutschland lebt und mit Rom verbunden bleibt, ist auch ein Verdienst von Kardinal Meisner. Der Eucharistische Kongress 2013 in Köln ist dafür ein leuchtendes Beispiel. Die Geschichte zeigt immer wieder, dass für die römisch-katholische Kirche gilt „Die Pforten der Unterwelt“ werden sie nicht überwältigen (Mt 16,18).

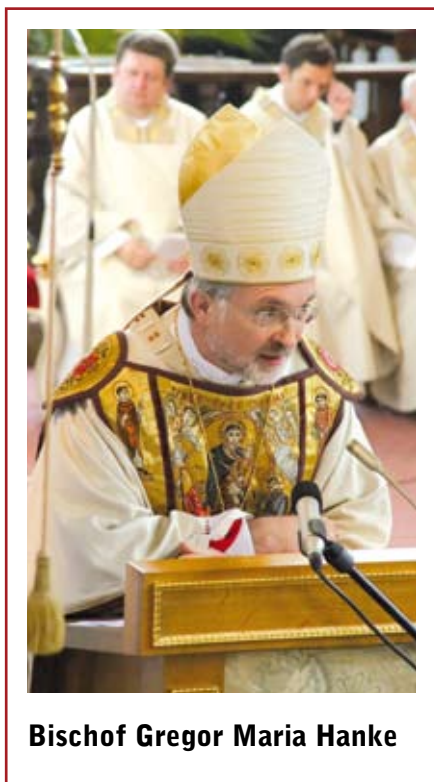
Wir hoffen, dass wir Kardinal Meisner noch lange unter uns haben und er noch lange für uns wirken kann.

Die Redaktion des Fels und
der Vorstand des Forums Deutscher Katholiken.



Der Diakon: Diener am Volk Gottes

Predigt zur Diakonenweihe



Bischof Gregor Maria Hanke

Mancher Gläubige, der sich in der Kirche engagiert, fragt sich, weshalb denn Laien nicht mehr von dem tun dürften, was dem geweihten Amtsträger vorbehalten ist. Sind nicht alle Getauften und Gefirmten mündige Christen?

● Laien und Amtsträger als Konkurrenten?

Warum sollte man etwa wegen der Sonntagsmesse in den Nachbarort fahren, wenn in der eigenen Kirche keine Eucharistiefeier stattfindet? Wäre es nicht für die Gläubigen angemessen, sich sonntags in der Kirche zum Gebet zusammenzufinden?

Was dürfen wir Laien, was dürfen wir nicht? fragen die Laien.

Was darf der Priester überhaupt noch? fragen die Geweihten.

Diese Haltung des Aufrechnens und Begrenzens verwandelt das kirchliche Leben schnell in eine Art Baumarkt: in dem soll für jedermann das Zubehör für Heimwerkerarbeiten bereitstehen, die früher nur Handwerker ausführen konnten. Und an der Verbreiterung des Sortiments wird stetig gearbeitet.

● Die Antwort des Konzils in Lumen Gentium

Die Falle des Aufrechnens und Begrenzens verlassen wir, in dem wir uns auf die Lehre von der Kirche und auf unsere Berufung in der Kirche gemäß dem II. Vatikanischen Konzil besinnen. Die Botschaft des Konzils verändert die Perspektive unserer Fragestellung. Es geht nicht mehr darum, was ich darf und was ich nicht darf, sondern: was kann und muss ich mir schenken lassen, um Glied der Kirche Christi zu sein.

Das Konzil beschreibt, was Kirche ihrem Wesen nach ist und wie Getaufte und Geweihte darin ihren Platz finden.

In seinem Dokument über die Kirche *Lumen gentium* geht das Konzil von der gemeinsamen Wurzel aus, aus der heraus die Getauften, die am gemeinsamen Priestertum Teilhabenden, genauso leben wie die Geweihten. An alle ergeht ein und dieselbe Berufung: die zur Heiligkeit, wengleich sich diese eine Berufung für Priester und Laien unterschiedlich verwirklicht.

Wird diese Grundlehre des Konzils für das Miteinander in der Kirche nicht angenommen, enden wir rasch in kleinen oder großen Verteilungskämpfen, vielleicht sogar in Machtkämpfen. Das betrifft nicht nur das Miteinander von Klerus und Laien, sondern generell un-

seren Umgang in Pfarreien, Räten und Verbänden.

● Alle sind zur Heiligkeit berufen

Doch wir zucken zusammen beim Begriff: Berufung zur Heiligkeit. Will ich wirklich heilig sein? Das klingt nach verstaubtem, weltfernem Leben, nach beschnittener Lebensqualität.

Was meint die Berufung zur Heiligkeit?

Sie kennen aus amerikanischen Filmen den Brauch, über Plakate nach Menschen zu fahnden: „Wanted“ – „Gesucht“ ist auf dem Plakat zu lesen.

Das englische *Wanted* hat aber auch eine sehr positive Bedeutung: *Wanted*: gesucht, erwünscht, ersehnt. Über der Heilsgeschichte Gottes mit dem Menschen steht solch ein großes positives *Wanted*: Gott sehnt sich nach dem Menschen. Der Mensch ist von Gott gewollt, er begehrt ihn als verlässlichen Partner. Gott sucht den Menschen, noch ehe der Mensch nach Gott sucht: *Adam, Eva wo bist Du?* Dieser Ruf Gottes nach dem Menschen im Paradies gilt heute noch.

Heiligkeit meint zunächst die sehnsuchtsvolle Suche Gottes nach dem Menschen. Gott sucht die Beziehung mit dem Menschen, Gott sucht Beziehung zu mir.

Der dreifaltige Gott öffnet seine Beziehung nach außen. Er sammelt sich ein Volk, das er in seine Gemeinschaft holt. In Christus geht er in einer einzigartigen Weise auf den Menschen zu. Christus als Haupt des neuen Gottesvolkes sammelt die Menschen in die Beziehung mit dem dreieinigen Gott. Lasse ich mich von Gott suchen? Oder verstecke ich mich vor ihm gleich den ersten Menschen im Paradies nach dem Sündenfall?

● Heiligkeit ist Beziehung zu Gott und untereinander

Die Betonung der Berufung aller Glieder der Kirche zur Heiligkeit durch das Konzil stellt das Beziehungsgeschehen, die *communio* mit Gott und untereinander in das Zentrum.

Die Berufung zur Heiligkeit annehmen heißt, auf Gottes Sehnsucht nach mir durch meine Lebensvollzügen

tiativen als Kirche voraus. Deshalb gibt und braucht es das sakramentale Amt. Es steht für die Sehnsucht Gottes nach dem Menschen, die unverfügbar ist für den Menschen. Sie ist immer schon da. Das Weiheamt des Bischofs, Priesters und Diakons macht auf je eigene Weise deutlich, dass Christus dieser Sehnsucht Gottes Gestalt gibt und er in seiner Kirche immer der Ersthandelnde ist. So lenkt er sie.

ter Organisation des Gemeindelebens, so wichtig all das ist, nicht einmal aus unserer Frömmigkeit. Wir mögen uns als Glieder der Kirche noch so fromm oder methodisch kompetent dünken, wir können Christus dadurch nicht herbeizwingen.

Kirche ruht auf der vorgängigen Sehnsucht des dreifaltigen Gottes nach dem Menschen, die in Christus Person geworden ist. Die befreiende Wirklichkeit, dass Christus vor all unserem Handeln, Planen und Überlegen immer schon auf uns zukommt und Gemeinschaft mit Gott eröffnet, kann man sich zunächst nur schenken lassen: durch die Feier der Sakramente, durch die Verkündigung des Wortes Gottes, durch die Sendung zum Dienst am Nächsten. Deshalb brauchen wir den geweihten Amtsträger. Weil der dreifaltige Gott in ungeahntem Ausmaß auch durch die Geschichte hindurch Beziehung schenken will, hat Christus Apostel als seine Stellvertreter in die Jünger-gemeinde hinein bestellt. Die Kirche führt diese Stiftung des Herrn im dreigestuften sakramentalen Dienstamt fort.

Sakramentales Amt und gemeinsames Priestertum aus Taufe und Firmung sind folglich in der Kirche nicht beliebig austauschbar, es ginge die Dimension der Sehnsucht Gottes nach dem Menschen im Leben des kirchlichen Miteinanders leicht verloren. Die Kirche würde zum Verein. Die Einheit zerfiele, denn sakramentales Amt dient auch der Einheit. Nicht umsonst herrscht in jenen Traditionen Zersplitterung, die das sakramentale Amt nicht kennen oder anerkennen!

● Amt ist Dienst am Wachstum

Andererseits entfalten sakramentales Amt und gemeinsames Priestertum aller Getauften nur Fruchtbarkeit, wenn sie aufeinander bezogen bleiben. Das sakramentale Amt hat der Berufung des Volkes Gottes zur Heiligkeit zu dienen. Um des Volkes Gottes und der Beziehung mit Christus und untereinander willen gibt es das sakramentale Dienstamt. Der Geweihte hat zu dienen, dass das Volk Gottes tiefer hineinwächst in Christus, dass Christus immer mehr Gestalt gewinnt in den Gläubigen.



ge zu antworten, mich auf die Gottesbeziehung und damit auf die neue Qualität der Beziehung mit den Brüdern und Schwestern einzulassen.

Unsere Heiligen, die bekannten im Heiligenverzeichnis der Kirche und die unbekannt, haben sich voll der Beziehung hingegeben, der Beziehung mit Gott und der mit den Brüdern und Schwestern: ein Don Bosco, eine Mutter Teresa, eine Anna Schaffer. Nicht das Leiden, nicht der caritative Einsatz haben deren Leben als ein heiliges geprägt, sondern die lebendige Beziehung zum allein Heiligen. Ihr persönliches Charisma speiste sich daraus.

● Weiheamt steht für die Sehnsucht Gottes

Diese Sehnsucht Gottes nach dem Menschen und das Handeln des dreifaltigen Gottes in Christus gehen uns als Kirche und all unseren Ini-

Das sakramentale Weiheamt bringt zum Ausdruck, dass Christus immer auch der Kirche gegenübersteht, wengleich er in ihren Gliedern und in der Gemeinschaft der Glieder gegenwärtig ist. Er lässt sich nicht eibnen in Kirche. Bischof, Priester und Diakon lassen auf je eigene Weise durch den Sakramenten- und Verkündigungsdienst das Zugehen Christi auf seine Kirche und seinen Gegenüberstand real werden.

● Durch das Amt wirkt Gott in der Geschichte

Liebe Schwestern und Brüder, unsere Aktivitäten in der Kirche, unsere pastoralen Bemühungen können nicht aus eigener Kraft heraus Christus gegenwärtig setzen und Kirche bauen. Die Gegenwart Christi in der Kirche erwächst nicht in erster Linie aus der Summe unseres Einsatzes für die Kirche, nicht aus der Beauftragung zu gu-

Das ist der Wesenskern der Mündigkeit des Getauften. Der Geweihte darf und muss die Gläubigen für die Beziehung mit Christus ermächtigen. Vermehrer – auctores – der Christusförmigkeit im Gottesvolk sollen die Geweihten sein.

Kirche ist in diesem Sinne Wachstumsgemeinschaft. Ihr, liebe Weiehkandidaten, sollt künftig als Ständige Diakone diesem Wachstum zu Diensten sein.

Durch Verkündigung in Wort und liebender, helfender Tat, durch euren Dienst in der Liturgie, bei der Sakramentspendung sollt ihr das Volk Gottes ermächtigen, die Stimme Christi zu erkennen und zu hören. Gerade ihr Diakone habt beizutragen, dass die Getauften befähigt werden, vor der Welt Zeugnis für die Botschaft des Herrn zu geben.

Der Diakon ist Diener

Liebe Kandidaten für das Diakonat, durch die Weihe werdet ihr zu Dienern am Volk Gottes. Das ist weder bloße Floskel, noch eine soziologische Beschreibung eurerer künftigen

Tätigkeit, wenn ihr auch viel an alltäglicher Dienstleistung in der Pastoral zu erbringen habt.

Christus, der eigentliche Hohepriester, blieb auch Diener. Es ist von Bedeutung, wenn ihn die Schrift neben anderen Titeln auch als Diakon bezeichnet: Röm 15, 8; Gal 2, 17. In jeder Stufe des sakramentalen Amtes bleibt die Grundkonstante der Dienst. Nicht der Ornamentik oder des Schmuckes wegen sieht auch die erneuerte römische Liturgie für den Bischof das Tragen der Tunickella vor. Die Fülle des sakramentalen Bischofsamtes kann sich nicht der Grundkonstanten entledigen. Für Euch Bischof, mit Euch Diakon!

Ihr repräsentiert das besondere Amt des Dienens, wie der Diakonat beschrieben wird.

Den Blick frei machen für Christus

Dienen verlangt, nicht den eigenen Ideen, der persönlichen Kreativität oder Phantasie den Vorrang einzuräumen, sondern sich zurücknehmen zu können. Es gilt, durch unser

Tun Christus zu enthüllen, ihm den Weg frei zu machen, ihn nicht durch die eigene Person zu verstellen. Das müsst ihr vollziehen, darauf müsst ihr die Kirche hinweisen. Im Weiheritus drückt ihr diese Bereitschaft zeichenhaft aus. Bei der Allerheiligenlitanei liegt ihr am Boden, man kann über euch hinwegsehen. Ihr versteckt euch nicht, sondern eure Haltung gibt in diesem Augenblick den Altar frei, das Zentrum der Feier der Gegenwart Christi. Ihr seid in dieser liegenden Haltung Wegweiser dorthin.

Als Ständige Diakone in Ehe und Familie müssen vor allem auch eure Ehefrauen bereit sein, die Haltung des Dienens zu teilen. Sie werden sich zurücknehmen müssen, um euren Dienst zu unterstützen, um euch zu stärken. Dafür danken wir an dieser Stelle.

Liebe Weiehkandidaten, lasst euch in Dienst nehmen von Christus. Gebt durch euer Wirken Zeugnis, dass Christus unterwegs ist zu den Menschen. Leitet die euch Anvertrauten an, immer tiefer in die Beziehung mit Christus hineinzuwachsen. Sie sollen euren Dienst als Geschenk vom Herrn her erfahren. Amen.



Zur „Kölner Kircheninitiative“, die ohne Blick auf die Weltkirche und ohne Rücksicht auf die Stiftung Jesu Sonderinteressen dient, nimmt das Forum Deutscher Katholiken Stellung mit folgender Erklärung.

Erklärung des Forums Deutscher Katholiken

Lasst Euch nicht verwirren und instrumentalisieren!

Die anlaufende Medienkampagne der „Kölner Kircheninitiative“ will nach strategischer Vorplanung auf die Besetzung des freiwerdenden erzbischöflichen Stuhls Einfluss nehmen, um einen ihr genehmen Kandidaten durchzusetzen. So wird der Kampf mit einer Kampagne um eine „andere Kirche“ fortgesetzt, wie wir es bereits bei der Ernennung von Joachim Meisner zum Erzbischof von Köln erlebt haben und wie es sich am Beispiel von Pfarrer-Initiativen und derzeit vor allem in der Diözese Limburg abspielt. Die Erstunterzeichner des Aufrufs der „Kölner Kircheninitiative“ Domdekan Graf zu Elz und Pfarrer Schüller liefern den Beweis dafür.

Der „Kölner Kircheninitiative“ geht es um Macht und Deutungshoheit über das, was Kirche aus ihrer Sicht ist. Sie fragt nicht da-

nach, welche Kirche Jesus Christus wollte.

Der Versuch der „Kölner Kircheninitiative“, für eine sog. „Mitbestimmung bei der Bischofswahl“ die Gläubigen für ihre Zwecke zu instrumentalisieren bedeutet auch eine Form der „Klerikalisierung“ der Laien. Diese haben nach dem Apostolischen Schreiben von Papst Franziskus die vorrangige Aufgabe, sich um „einsame alte Menschen, die Menschen ohne Dach, die ungeborenen Kinder, um die Frauen, die den neuen Formen der Sklaverei“ ausgesetzt sind, wie überhaupt um Menschen in Not zu kümmern.

Das Forum Deutscher Katholiken ruft die Gläubigen auf, sich nicht durch die Kölner Kircheninitiative verwirren und manipulieren zu lassen. □

Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Karl Borromäus

Karl Borromäus stammte aus einer vornehmen Mailänder Familie, die mit vielen einflussreichen Adelsgeschlechtern verwandtschaftlich verbunden war. Karl Borromäus nutzte später als Erzbischof diese Verbindungen, um der religiösen Erneuerung zum Durchbruch zu verhelfen.

Wegen der Kirchengüter, die für die Familienmitglieder reserviert waren, wurde Karl für die Klerikeraufbahn bestimmt. Mit 16 Jahren ging Karl 1559 an die Universität Pavia und studierte dort Rechtswissenschaften. Als sein Onkel Angelo Medici 1560 zum Papst gewählt wurde, wurde Karl zum Kardinaldiakon ernannt. Hinzu kamen weitere Kurienämter und Protektorate über Ordensgemeinschaften. Außerdem wurde ihm die Leitung der politischen Angelegenheiten der Kirche übertragen. So weit ein klarer Fall von Nepotismus.

In Rom erfuhr Karl Borromäus eine religiöse Umkehr. Er ergänzte seine religiöse Ausbildung im Geist der katholischen Reform, gab seinem Lebensstil eine theologische Ausrichtung und ließ sich zum Priester und Bischof weihen. So konnte er das Erzbistum Mailand übernehmen. Dort wurde ein Provinzkonzil zur Umsetzung der Dekrete des Konzils von Trient vorbereitet. Aufgrund dieser Dekrete beschloss Karl Reformen, die das gesamte kirchliche Leben betrafen: Die Liturgie, die Klerikerausbildung, die Führung der Register über Taufe, Firmung und Ehe, die Verwaltung der Kirchengüter und die Kontrolle der

Wohlfahrtseinrichtungen. Um diese Maßnahmen durchzuführen und die Widerstände zu überwinden, sorgte er sich um geeignete Mitarbeiter. Seine Reformen stießen erwartungsgemäß auf heftigen Widerstand von Seiten besonders des höheren Klerus, der Ordensleute und der staatlichen Autorität. Als der Erzbischof den Orden der Humiliaten aufhob und dessen Güter Gemeinschaften mit missionarisch-religiösem Eifer (Jesuiten, Ka-



puziner, Theatiner, Oblaten) zuwies, kam es sogar zu einem Attentat eines Priesters gegen Karl Borromäus und zu einem offenen Konflikt mit dem Stadthalter des Königs Philipp II. von Spanien. Der Erzbischof konnte alle Schwierigkeiten überwinden, vor allem durch den Ruf seines heiligmäßigen Lebens, bei den Geringen und den Mächtigen.

Erzbischof Karl Borromäus setzte bei seinen Reformbemühungen

an den entscheidenden Punkten an: Der Priesterausbildung, wie sie das Konzil von Trient vorsah. Die Ausbildung verband weltliche und geistliche Studien. Das Hauptgewicht wurde auf persönliches Streben nach Heiligkeit und ein gutes Beispiel gelegt. Für die Laien förderte Karl Glaubenschulen und die Bereitschaft zur Verehrung des heiligen Altarsakramentes. Ein Schwerpunkt seiner Reformtätigkeit lag in den Pastoralvisitationen. Durch persönliche Anwesenheit, durch Aufmunterung und das eigene Beispiel erreichte er am meisten für seine Reformen.

Hirteneifer, Großmut und Organisationstalent bewies der Erzbischof in besonderer Weise, als 1576 die Pest ausbrach und selbst die Verantwortlichen für die öffentliche Ordnung aus der Stadt flohen. Da nahm der Erzbischof die Sache in die Hand. Er sorgte für Lebensmittel, Unterkünfte, Bekleidung und Medikamente. Völlig erschöpft durch seinen rastlosen Eifer starb er am 3. November 1584 mit 46 Jahren. Auf ihn traf der Satz zu, den Papst Franziskus kürzlich aussprach, als ihn einer seiner Mitarbeiter fragte, warum er sich so aufreibe und ein so gewaltiges Arbeitspensum erledige: „Die letzten Jahre müssen brennen.“ Papst Franziskus meinte damit, dass er keine Schonung kenne und bis an die Grenzen seiner körperlichen Reserven gehe.

Karl Borromäus war ein Vorbild für die Reformbischöfe des 16. Jahrhunderts und gewiss auch für unsere Zeit. □

Credo

Amen



Credo in unum De-um, Patrem omni-pot-entem, factó-rem caeli et terrae, vi-si-bi-li-um

Das letzte Wort des Credo, die Akklamationsformel „Amen“, wird in einem Tempel „gesprochen“. Dieses Wort steht über der segnenden, durchbohrten Hand Christi über der Hl.-Geist-Taube. Von hier aus läuft die Mittelachse, welche das Bild in zwei Hälften teilt, durch einen bekrönten, geflügelten Januskopf und eine brennende Kerze, an der die Gesetzestafeln lehnen. Die alte, bärtige Gesichtshälfte des Januskopfes blickt nach links, auf Vergangenes, die junge Gesichtshälfte nach rechts, auf Zukünftiges. Die Gesetzestafeln hingegen waren/sind das Fundament des Vergangenen und Kommenden.

Das Vergangene ist also links dargestellt: Ein jüdischer Priester, gekleidet, wie es Moses vorschreibt – mit Granatäpfeln und dazwischen Glöcklein am Gewandsaum (Ex 28, 33) –, personifiziert das Alte Testament. Er wird, mit einem Sack beladen – vielleicht Symbol für die Last des mosaischen Gesetzes –, von einem Blitz, der aus Wolken zuckt, die ihm den Blick auf Gott verhüllen, aus dem Tempel gejagt. Sein rückwärts gewandter Blick fällt auf die Bundeslade (Ex 25, 10 – 20), Symbol für den Bund, den Gott mit seinem Volke schloss. Auf ihr sieht man einen Cherubim, der schützend die Flügel über sie ausbreitet (Ex 25, 20). Hinter des Bundeslade steht ein siebenarmiger Leuchter, eine Menora (Ex 25, 31 – 36), ein jüdisches Symbol für die göttliche Erleuchtung. Hier sind allerdings die Kerzen gerade am Erlöschen.

Während auf der linken Seite also die Synagoge den Tempel verlässt, ist durch die rechte, geöffnete Türe die Ekklesia eingetreten. Die Wolken über ihr haben sich verzogen und ein göttlicher Strahl erleuchtet sie. In einer Hand hält sie den Hostien-

kelch, Hinweis auf den Neuen Bund (1. Kor 11, 25). Mit der anderen Hand weist sie auf das vor ihr liegende Kreuz, an welchem Christus starb und damit den Neuen Bund besiegelte. Hinweis auf seinen Opfertod sind auch die beiden Kännchen unter dem Kreuz, gefüllt mit Wasser und Wein, denn aus Christi Seitenwunde floss Blut und Wasser heraus (Joh 19, 34), und in der hl. Messe betet der Priester bei der Opferung: „Wie dieses Wasser sich mit dem Wein verbindet, so lasse uns der Kelch des Herrn teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat.“ Im Gegensatz zum linken, sich verneigenden Cherubim steht rechts, neben der Ekklesia, ein Engel und hält das „Novum Testamentum“. Es ist geöffnet, die sieben Siegel am Buch sind gebrochen vom Löwen aus Judas Stamm, dem Spross Davids (Off 5, 5).

Blättert man weiter in der Offenbarung des hl. Johannes, so findet sich ein Hauptthema dieses Bildes: „Der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.“ (Off 21, 5).

Alois Epplé



In das Dunkel der Fragen fällt das helle Licht der Lehre des Konzils

Als am 4. Dezember des Jahres 1563 in dieser Kathedrale der Konzilspräsident Kardinal Morone das Te Deum anstimmte und dann den Versammelten zurief: „Domini, ite in pace“, da war man am Ziel eines überaus langen, von Mühen, Gefahren und Enttäuschungen gekennzeichneten Weges angelangt. Tief bewegt und unter Tränen umarmten sich die Väter voll der Freude und des Dankes für das vollbrachte Werk.

Heute gedenken wir dieses großen Augenblicks, denn mit diesem „Domini, ite in pace“ hat begonnen, was Hubert Jedin, Geschichtsschreiber des Konzils und Ehrenbürger dieser Stadt, das „Wunder von Trient“ genannt hat.

Beten für die Einheit der Kirche

In der katholischen Kirche in Deutschland zeigen sich immer mehr Tendenzen, sich in Lehre und Disziplin vom Papst und der Weltkirche zu trennen. Beten wir deshalb täglich um Feststehen im katholischen Glauben und um Einheit mit Papst und Weltkirche. Möge Christus auf die Fürsprache des Hl. Bonifatius und des Hl. Petrus Canisius hin die deutschen Katholiken erleuchten, dass sie ihre Berufung in der universalen Kirche erkennen. Der Apostel Paulus schreibt in Röm 13,12: „Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.“ Dieses Apostelwort kann uns Orientierung bieten.

Erst im Rückblick können wir erkennen, wie machtvoll der Geist Gottes gerade durch dieses Konzil in die Geschicke der Kirche, ja der Welt eingegriffen hat. So sehr, dass man die auf das Konzil folgenden Jahrhunderte die „nachtridentinische Epoche“ nennt.

Wenn nun heute, 450 Jahre danach, auch wir Christen des 3. Jahrtausends in dieses Te Deum von damals einstimmen, so kann und soll das nicht einfach in nostalgischer Rückschau geschehen.

Wir begehen dieses Jubiläum vielmehr mit dem Blick auf Kirche und Welt in unserem Hier und Heute. Welche Botschaft kommt uns da – so fragen wir – durch die Jahrhunderte zu? Könnte es sein, dass der Schatz, den das große Konzil hinterlassen hat, auch Antworten auf unsere Fragen birgt? Oder hatten etwa jene recht, die das 2. Vatikanische Konzil als einen „Abschied von Trient“ gefeiert haben? Aber: allein die Konstitution „Lumen gentium“ des 2. Vatikanums, die die Lehre von der Kirche darlegt, beruft sich an 16 Stellen auf Lehrdokumente des Konzils von Trient. So ist dieses noch nach 450 Jahren in Lehre und Leben der Kirche präsent.

I.

Vor kurzem ist das noch von Benedikt XVI. ausgerufene Jahr des Glaubens zu Ende gegangen, wozu Papst Franziskus die Enzyklika „Lumen fidei – Licht des Glaubens“ als erste seines Pontifikats veröffentlicht hat. Jahr des Glaubens, Enzyklika über den Glauben zielen in der Tat ins Zentrum der Probleme unserer Zeit, einer Zeit, die die Frage nach der Wahrheit des Glaubens, nach Wahr-

heit überhaupt zu stellen weithin aufgegeben hat.

Was nützt es, was ist machbar – das sind die Fragen, die die Gesellschaft von heute bewegen. Was ist schon Wahrheit, fragen viele mit Pontius Pilatus. Und: Wird man von Wahrheit – so es sie denn gibt – auch satt?

Aber, so fragen wir dagegen: kann es ohne Wahrheit überhaupt menschliches Leben geben? Und: wo finden wir diese Wahrheit?

Die Antwort auf diese schon vor 450 Jahren bedrängende Frage geben die Väter von Trient allein schon dadurch, dass sie als erstes aller Konzilsdekrete jenes verabschiedeten, das von der Heiligen Schrift und der Apostolischen Überlieferung handelt.

In Schrift und Tradition finden wir das Evangelium, „das vor Zeiten verheißen durch die Propheten in den heiligen Schriften, unser Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, zuerst mit seinem eigenen Mund verkündet hat, und danach durch seine Apostel als Quelle der heilbringenden Wahrheit und sittlichen Ordnung aller Kreatur verkünden ließ.“ So lesen wir in diesem Dekret.

Nicht also philosophische Spekulation, nicht menschliche Selbsterfahrung und dergleichen mehr sind Fundorte der den Menschen rettenden Wahrheit, sondern die Urkunden der ein für allemal in Zeit und Raum, d. h. in der Geschichte, geschehenen Selbstmitteilung Gottes an sein Geschöpf Mensch.

In der kulturellen Situation unserer Tage, da die Heiligen Schriften von nicht wenigen als zwar ehrwür-



Predigt zum 450. Jahrestag des Abschlusses des Konzils von Trient

dige, aber doch rein menschliche Produkte der Kultur des Vorderen Orients der Antike betrachtet werden, kommt der Stimme des Konzils von Trient hochaktuelle Bedeutung zu. Sie erinnert mit Nachdruck daran, dass der Urheber der Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments wie auch der heiligen Überlieferung der Dreieinige Gott selber ist, der erst durch den Mund der Propheten, zuletzt aber durch seinen Sohn, den Mensch gewordenen ewigen Logos, zu uns gesprochen hat. Gottes rettende Ansprache an sein Geschöpf und Ebenbild „Mensch“ – vernehmbar im menschlichen Wort der Heiligen Schrift und der Apostolischen Überlieferung – sie alleine vermag das Verlangen des Menschen nach Wahrheit zu erfüllen und ihm festen Grund für sein Leben zu bieten.

„Wer meine Worte hört und sie hält, gleicht einem Mann, der sein Haus auf Felsen gebaut hat“, sagt der Herr.

II.

Nun aber wendet sich die Lehre des Konzils dem Menschen zu, an den die Botschaft des Evangeliums ergangen ist – und ergeht.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst“, fragt schon der Psalm. In der Tat, wie kaum zuvor ist der Mensch der Moderne sich selbst zur Frage geworden.

Es sind die grauenvollen, blutigen Erfahrungen des vergangenen 20. Jahrhunderts wie unserer Gegenwart, die uns die Dramatik der Frage nach dem Menschen bedrängend empfinden lassen. Was ist der Mensch? Ist es der Übermensch, wie Friedrich



Die erste Sitzung des Konzils in der Kathedrale von Trient 1545 (Zeitgenössische Darstellung). – „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, hatte der Herr einst zu seinen Aposteln gesagt – und damit auch zu ihren Nachfolgern, die sich da in Trient zusammengefunden hatten. Und so gingen sie dann unverzagt an das Werk der Klärung und Abgrenzung vom Irrtum und ans Werk der Reform“ (Kard. Brandmüller).



Eine Sitzung des Konzils von Trient im Jahr 1563 (Zeitgenössische Darstellung im Venetianischen Stil, Louvre Paris). – „Aus der Saat, die sie – wie der Psalmist sagt – unter Tränen ausstreuten, bis in die neuen Kontinente Asien und Amerika hin, ist eine überreiche Ernte erwachsen: eine Epoche der Kirchen- und Kulturgeschichte, der das Konzil von Trient ihren Namen gegeben hat“ (Kard. Brandmüller).

Nietzsche ihn sah, der sich seine eigenen Maßstäbe für Wahr und Falsch, für Gut und Böse setzt – oder ist er, wie ein anderer gesagt hat, nur ein nackter Affe, dem durch eine Laune der Evolution das Fell fehlt?

Ist dieser Mensch ein bloßes Rädchen im Produktionsprozess, seelenloser, gesichtsloser Massenartikel – oder prometheischer Herr der Welt?

Der Mensch ist sich selber zum Rätsel geworden, hin- und hergerissen zwischen Größenwahn und Verzweiflung.

Wie, was sollen wir von uns selber denken? Anders als heute stellten sich die Zeitgenossen des Konzils von Trient diese Frage mit Blick auf Gott.

Ist der Mensch – wie auch die ganze Schöpfung – durch Adams Sünde im Innersten so sehr zerstört und böse geworden, dass ihn der ganze Zorn Gottes trifft, der nur durch Jesu Blut und Tod besänftigt werden kann? Ist

der Mensch wirklich zu nichts anderem fähig als zur Sünde?

In das Dunkel all dieser Fragen fällt nun das helle Licht der Lehre des Konzils. Die Antwort, die sie gibt, ist auch für heute und für alle Zeiten gültig.

Ein altes Gebet – einst sprach man es in der heiligen Messe zur Mischung von Wein und Wasser – enthält in klassischer Prägnanz die Botschaft des Konzils: „Deus qui dignitatem humanae substantiae mirabiliter condidisti et mirabiliter reformasti ...“: Gott, du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen und noch wunderbarer – nämlich durch Christus – erneuert.

Mit dieser Lehre des Konzils wird jenem düsteren Pessimismus eine Absage erteilt, der die menschliche Natur, ja die ganze Schöpfung, durch die Sünde der Stammeltern zutiefst verdorben sah und nicht zur Kenntnis nehmen wollte, dass durch die Gnade der Erlösung der Mensch in seinem

Innersten geheilt, ja neu geschaffen und als geliebtes Kind Gottes angenommen wird.

Es war dieses Bewusstsein, trotz aller Versuchung dem Bösen nicht hilflos ausgeliefert, sondern erlöst und zu ewiger Herrlichkeit berufen zu sein, das die besten Kräfte des Geistes und des Herzens der Gläubigen frei setzte. Es war ein neues, vom Glauben an die Erlösung inspiriertes Selbstverständnis des Menschen, das den staunenswerten religiösen Elan, den missionarischen Ausgriff nach Asien und Amerika, den Aufschwung der vielfältigen Werke der Nächstenliebe, der Künste und Wissenschaften zur Folge hatte, der die Zeit nach dem Konzil von Trient ausgezeichnet hat.

Vermöchte nicht auch heute eine vertiefte gläubige Schau der wunderbar erschaffenen und nach aller Sünde noch wunderbarer erneuerten Würde der menschlichen Natur in Kirche und Kultur jene geistigen Kräfte entbinden und jene Wege zu weisen, die

Papst Franziskus würdigt Bedeutung des Konzils von Trient

Da der 450. Jahrestag des Abschlusses des Konzils von Trient herannaht, ziemt es der Kirche, sich mit bereitwilligem und aufmerksamem Eifer der fruchtbaren Lehre zu erinnern, die aus jenem in der Region Tirol durchgeführten Konzil hervorging. In der Tat hat die Kirche seit jeher aus gutem Grund daran festgehalten, die Dekrete und Ratschlüsse jenes Konzils einzuhalten und zu beachten, da doch die Konzilsväter sich mit größter Sorgfalt jenen äußersten Gegenständen und Fragen gewidmet hatten, die damals aufgekomen waren, damit der katholische Glau-

be deutlicher und besser verständlich werde. Vom Heiligen Geist sicher angeleitet und geführt war es ihr großes Anliegen, das Depositum der heiligen christlichen Lehre nicht nur zu bewahren, sondern der Menschheit verständlicher zu machen, damit das heilbringende Werk des Herrn über den ganzen Erdbereich verbreitet und das Evangelium auf der ganzen Welt verkündet werde.

Im Hören auf eben diesen Heiligen Geist bedenkt die Heilige Kirche unserer Zeit erneut die überaus reiche Lehre von Trient und eignet sie sich an.

Denn jene „Hermeneutik der Erneuerung“, die unser Vorgänger Benedikt XVI. 2005 vor der Römischen Kirche darlegte, bezieht sich nicht weniger auf das Tridentinische als auf das Vatikanische Konzil. Diese Erklärungsweise wirft tatsächlich ein helles Licht auf jene vornehme Eigenschaft der Kirche, die der Herr selbst ihr zugeteilt hat: „Die Kirche ist ein Subjekt, das mit der Zeit wächst und sich weiterentwickelt, dabei aber immer sie selbst bleibt, das Gottesvolk als das eine Subjekt auf seinem Weg.“ (Aus der Weihnachtsansprache an die Römische Kurie 2005)

in eine gute, Gott wohlgefällige und darum menschenfreundliche Zukunft führen?

III.

Heilige Schrift und apostolische Überlieferung, die Grundlagen des Glaubens, auch das durch Erbsünde und Erlösung bestimmte Verhältnis des Menschen zu Gott – das waren die großen Themen, die die Väter des Konzils ob ihrer Dringlichkeit als erste geklärt wissen wollten.

Als drittes nahmen sie das Thema „Kirche“ in Angriff. Auch dieses beschäftigt die Gläubigen von heute nicht weniger als jene des 16. Jahrhunderts. Damals hatten ihre Gegner die Kirche als eine unsichtbare, rein geistige Größe missverstanden. Heute sind im Gegensatz dazu nicht wenige in der Gefahr, die Kirche – wie der Heilige Vater Papst Franziskus mehrfach betont hat – als eine rein menschliche, weltliche Institution, als eine Art „Nongovernmental Organization“ zur Weltverbesserung zu betrachten.

Ihr wahres Wesen blieb damals und bleibt heute oftmals im Dunkeln.

Um diesen Missverständnissen zu begegnen, haben schon zu ihrer Zeit die Väter von Trient die sieben heiligen Sakramente zum Gegenstand ihrer Lehrverkündigung gemacht und damit das eigentliche Wesen der Kirche in den Blick gerückt.

Bei den Sakramenten ist es das mit den Sinnen wahrzunehmende äußere Zeichen – bei der Eucharistie etwa die Konsekration von Brot und Wein – das die göttliche Gnade ebenso bezeichnet wie geheimnisvoll bewirkt. In ähnlicher Weise ist auch die menschlich-geschichtliche Gestalt der Kirche sichtbares Zeichen für ihr unsichtbares Wesen als geheimnisvoller Leib des Auferstandenen Christus, als Werkzeug Christi zur Erlösung der Welt.

Diese auch in der Welt des 3. Jahrtausends gegenwärtige göttliche Wirklichkeit der Kirche neu und tiefer zu verstehen, d. h. in ihrer irdisch-menschlichen Gestalt die Präsenz des Göttlichen wieder zu entdecken – das könnte jene Entweltlichung der Kir-

che bewirken, die Voraussetzung dafür ist, dass die Kirche ihre Sendung für das ewige Heil der Menschen wirksam erfüllen kann.

IV.

Blicken wir zum Schluss noch einmal zurück. Als das Concilium Tridentinum am 13. Dezember 1545 eröffnet wurde, waren es nur etwa 100 Bischöfe, die in diesen Dom einzogen. Unter ihnen war keiner aus Deutschland, dem Ursprungsland der Glaubensspaltung.

Diese Bischöfe kamen aus einem Europa, in dem die Kirche aus jenen Wunden blutete, die ihr der Massenabfall in vielen Ländern geschlagen hatte. Mutlosigkeit, Verwirrung lähmten viele der treu Gebliebenen und ließen sie ohne Hoffnung in eine düstere Zukunft blicken.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde“, hatte der Herr einst zu seinen Aposteln gesagt – und damit

auch zu ihren Nachfolgern, die sich da in Trient zusammengefunden hatten. So gingen sie denn unverzagt an das Werk der Klärung und der Abgrenzung der Glaubenswahrheit vom Irrtum und ans Werk der Reform.

Aus der Saat, die sie – wie der Psalm sagt – unter Tränen ausstreuten, bis in die neuen Kontinente Asien und Amerika hin, ist eine überreiche Ernte erwachsen: eine Epoche der Kirchen- und Kulturgeschichte, der das Konzil von Trient ihren Namen gegeben hat.

In der Tat: der Geist Gottes belebt und leitet seine Kirche durch die Jahrhunderte, bis der Herr einst wieder kommt.

Darum soll uns heute nicht nur der Dank dafür erfüllen, sondern ebenso die Hoffnung, dass auch das 2. Vatikanische Konzil, das die Älteren unter uns noch erlebt haben, zu seiner Zeit ebensolche Frucht bringen möge, wie jenes, dessen wir heute gedenken. □

Einladung zum 14. Kongress: „Freude am Glauben“	
„Der Mensch ist gefährdet“ (Papst Franziskus) – was rettet ihn?	Forum Deutscher Katholiken
25. – 27. Juli 2014 Kongresszentrum Esperanto, Fulda	<i>mit Jugendprogramm!</i>
Schirmherrin: Johanna Gräfin von Westphalen	
	

Das JA zum Glauben vertiefen

Konsequenzen aus dem Jahr des Glaubens

Am 24. November 2013, dem Christkönigssonntag, endete das von Papst Benedikt XVI. ausgerufenen Jahr des Glaubens. Es gab viele Veranstaltungen, um den Glauben zu vertiefen – beeindruckend war gerade auch der Kongress „Freude am Glauben“ in Augsburg, der unter dem Motto stand „Damit der Glaube neu erstrahlt!“.

Das Glaubensjahr selbst war geprägt durch einen Wechsel im Papstamt – und zwar durch einen vollkommen ungewöhnlichen: Papst Benedikt XVI. gab am 11. Februar 2013 seinen Rücktritt bekannt, am 13. März trat mit Papst Franziskus erstmals ein Lateinamerikaner und zum ersten Mal ein Jesuit in die Nachfolge Petri ein.

Erstmals haben wir die Situation, dass zwei Päpste gemeinsam im Vatikan leben. Die Begegnungen zwischen beiden zeigen, dass ihr Verhältnis ge-

schwisterlich ist. Papst Franziskus zitiert immer wieder seinen Vorgänger, er setzt viel von dem um, was Papst Benedikt vorbereitet hat – vor allem treibt er die „Entweltlichung“ der Kirche voran. Ein entscheidendes Thema ist auch für Papst Franziskus, Christus als den Heilsbringer schlechthin zu den Menschen zu bringen und dabei vor allem die Liebe Christi zu verkünden – das, was auch Papst Benedikt ein wesentliches Anliegen war. Man denke nur daran, dass dessen erste Enzyklika sich mit der Liebe Gottes befasste.

Den Blick auf den Glauben, auf das Evangelium zu lenken – dieses als einen unüberbietbaren Wert zu verkünden, Christus als Mittelpunkt all unseres Handelns deutlich zu machen: Dies sind also die Anliegen beider Päpste, und man sollte eben das wohl im Hinterkopf behalten, wenn man

über das nun zurückliegende „Jahr des Glaubens“ nachdenkt.

Das Glaubensjahr verkündete Papst Benedikt XVI. in seinem Apostolischen Schreiben „Porta Fidei“ vom 11. Oktober 2012. Entscheidende Aussagen dieses Schreibens sollen an dieser Stelle noch einmal betrachtet werden, und es sollen Überlegungen angestellt werden, wie „Porta fidei“ konkret auch in der Zukunft umgesetzt werden kann und soll.

Die Notwendigkeit, sich Christus zuzuwenden

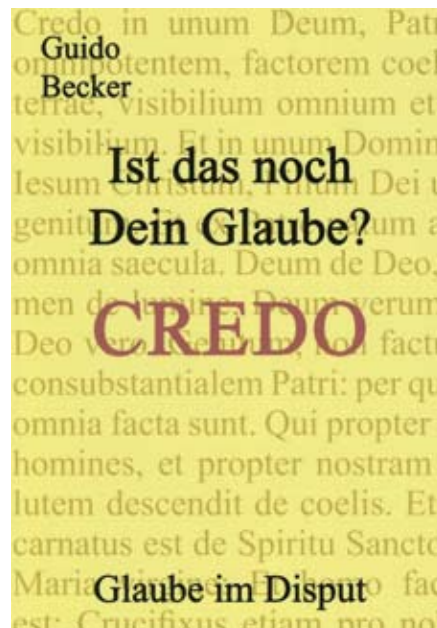
Entscheidend für den Glauben ist zunächst einmal, sich Christus zuzuwenden. Auch wenn wir schon gläubig, ja sogar tief gläubig sind, müssen wir diese Hinwendung immer wieder neu vollziehen – umkehren, wie es die Sprache der Bibel und der Kirche sagt. Papst Benedikt schreibt: „Aus dieser Sicht ist das Jahr des Glaubens eine Aufforderung zu einer echten und erneuerten Umkehr zum Herrn, dem einzigen Retter der Welt. Im Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung hat Gott die rettende Liebe vollends offenbart und ruft die Menschen durch die Vergebung der Sünden zur Umkehr des Lebens ...“ (Porta Fidei 6).

Entscheidend ist die Betonung der rettenden Liebe Gottes, die Gott „im Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung vollends offenbart“ hat. Sie immer wieder zu betrachten ist der erste Schritt zur notwendigen Umkehr. Indem ich auf Gottes Liebe schaue, wird mir bewusst, dass ich mich bessern soll, an mir arbeiten muss. In meiner Not, unvollkommen zu sein, lässt mich Gott aber nicht allein: Durch das Sakrament der Beichte schenkt er die Vergebung der Sünden.

Dabei wird uns aber immer wieder schmerzlich bewusst, dass wir auch



Pater Pio im Beichtstuhl aus dem in Mosaik gestalteten Bilderzyklus zum Leben des Pater Pio in der Unterkirche in S. Giovanni Rotondo edizioni Padre Pio da Pietrelcina



Ein Buch, das helfen kann, die Glaubensinhalte besser kennen zu lernen, zu vertiefen und zu leben (Näheres Seite 28).



dann, wenn uns die Sünden vergeben sind, nicht vollkommene Menschen sind. Wir fallen immer wieder in unseren Trott zurück. Darum ist der regelmäßige Empfang des Bußsakramentes sehr wichtig.

Gerade Papst Franziskus hat sich die Erneuerung der Beichte zu einem wichtigen Anliegen gemacht. Dabei betont er auch, dass zur Vergebung der Weg über die persönliche Begegnung mit dem Priester notwendig ist. Wenn er von der Verpflichtung spricht, beim Sakrament der Versöhnung „demütig den Weg über den kirchlichen Dienst zu gehen“ (Generalaudienz am 20. November 2013), dann ist das eine deutliche Absage an die Bußandacht mit Generalabsolution.

Der Papst fordert freilich vom Beichtvater Einfühlungsvermögen und menschliche Reife. Dazu gehört auch das Eingeständnis, selbst nicht ohne Sünde zu sein. So erklärte auch Papst Franziskus, dass er alle zwei Wochen zur Beichte geht.

Diese ehrliche Liebe unseres Heiligen Vaters zum Bußsakrament hat offenbar große Überzeugungskraft. Wie zu lesen ist, sollen sich mancherorts die Beichtstühle deutlich mehr füllen. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Effekt weitere Kreise im Leben der Kirche zieht und wir auch im deutschsprachigen Raum eine Renaissance des Bußsakramentes erleben.

Die Kenntnis der Glaubensinhalte

„Wie man feststellen kann, ist die Kenntnis der Glaubensinhalte wesentlich, um die eigene Zustimmung zu geben, das heißt, um sich dem, was von der Kirche vorgelegt wird, mit Verstand und Willen völlig anzuschließen“, schreibt Benedikt XVI. in „Porta fidei 10“. Die ehrliche Bejahung des Glaubens geht für den Papst mit dem Verstehen seiner Inhalte einher.

Ich soll den Glauben und seine Inhalte aus freiem Willen und ehrlichen Herzens annehmen. Aus diesem Grund ist es unerlässlich, dass ich diesen Glauben auch verstehe. Es kann also nicht darum gehen, bloß Sätze auswendig zu lernen, ohne sie zu verinnerlichen, sondern es geht darum, dass ich aus der Kenntnis der Glaubensinhalte heraus diesen Glauben zutiefst bejahe und verstehe.

In diesem Sinn muss auf die erschreckende Unkenntnis der Glaubensinhalte in unserer Gesellschaft hingewiesen werden. Da wird „Golgotha“ zu einer Zahnpastamarke, der Kindermord von Bethlehem geht auf einen „Herr Rhodes“ zurück und anderes mehr.

Leider sind hier auch Religionsunterricht und Sakramentenkatechese oft nur ein Tropfen auf heiße Steine. Entscheidend wird es sein, die Familien wieder als ganze in die Katechese einzubeziehen und die Glaubensinhalte zu vermitteln. Dabei ist notwendig, zu zeigen, dass gerade der christliche Glaube in seiner Fülle das Leben gelingen lässt. Das Leben wird nicht nur arm ohne die Person Jesu Christi, sondern auch ohne seine Botschaft.

Zunächst geht es aber auch um die grundlegenden Aussagen zur Person Jesu Christi, die leider auch nicht immer mit der notwendigen Überzeugungskraft weitergegeben werden. So hört man zuweilen, dass die Einheit von göttlicher und menschlicher Natur, also die Gottessohnschaft Jesu Christi, den Menschen nicht mehr vermittelbar ist, und folglich schweigt man sich darüber aus – ähnlich wird auch die Realpräsenz Jesu Christi in der Eucharistie zuweilen gern unterschlagen.

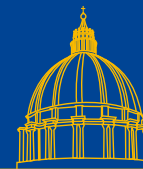
Aber gerade Menschwerdung und Realpräsenz Jesu Christi sind die entscheidenden Aussagen, die das Christentum wertvoll und auch anziehend machen. Dass der große Gott sich uns – ja, jedem einzelnen von uns –

zuwendet, ist eine unüberbietbare Aussage. Die Antwort des Menschen darauf ist, sich diesem Gott zuzuwenden und auch darauf zu hören, was er sagt. Entscheidend wird gerade auch für die Verkündigung sein, deutlich zu machen, dass die Botschaft Jesu wirklich dem Menschen zum Heile dient. Das aber ist nur dann möglich, wenn erkennbar ist, dass sie von dem allmächtigen Gott kommt, der für uns nichts als nur das Beste will. Durch seine Menschwerdung und auch durch die Zusage in der Nähe, gerade in der Eucharistie, hat Gott selbst diese Liebe bezeugt, ja, bewiesen.

Die Notwendigkeit der Liebe

In „Porta fidei“ betont Papst Benedikt XVI. auch die Notwendigkeit der tätigen Liebe für die Glaubenspraxis. Aber er sagt auch, dass der Glaube für eine christliche Liebespraxis unerlässlich ist: „... die Liebe ohne den Glauben wäre ein Gefühl, das ständig dem Zweifel ausgesetzt ist“ (Porta fidei 14). Insofern fehlt bei einer Caritas ohne Bindung an Christus letztlich etwas ganz Wesentliches. In genau diesem Kontext muss man auch das Pontifikat von Papst Franziskus sehen. Wenn er den Blick zu den Armen lenkt, so steht er ganz in der Tradition seines Vorgängers, der auch in Porta fidei von der Notwendigkeit schreibt, „liebepoll dem Einsamen, dem Randständigen oder dem Ausgeschlossenen“ zu begegnen, und zwar deswegen, „weil sich in ihm das Antlitz Christi selbst widerspiegelt“ (Porta fidei 14).

Man wird in genau diesem Kontext auch das neue Apostolische Schreiben „Evangelii gaudium“ lesen müssen, in dem Papst Franziskus umfassend über Liebe und Barmherzigkeit schreibt, aber genauso deutlich eine intensive Glaubenspraxis fordert. Das sehr stark auf eine missionarische Tätigkeit der Kirche ausgerichtete Papstwort betont einerseits deutlich die Zuwendung zum Nächsten, zum anderen aber auch ihren evangelisierenden Sinn. Mit „Evangelii Gaudium“ hat Papst Franziskus so für die Zukunft die Tür geöffnet, um das, was im Jahr des Glaubens neu und intensiver bedacht wurde, weiterzugeben. Die persönliche Weiterbildung und Vertiefung des Glaubens aber bleibt als Aufgabe bestehen. □



Werner Münch:

Den Glauben mutig bekennen

1. Einleitung

„Den Glauben mutig bekennen“, - so lautet der Titel meines Schlussvortrages dieses 13. Kongresses „Freude am Glauben“.

Dieser stand unter dem Wort unseres früheren Papstes Benedikt XVI.: „Damit der Glaube neu erstrahlt“. Lassen Sie mich deshalb unter Bezug auf dieses Motto und auf die „Treue zum Heiligen Vater“, die ein Markenzeichen unseres Forums ist, mit einer kurzen Würdigung dieses Paps-

tes beginnen, der vor einem halben Jahr zwischen unserem 12. Kongress im letzten Jahr in Aschaffenburg und diesem 13. Kongress jetzt in Augsburg im Februar 2013 zurückgetreten ist. Er hat diese Würdigung wahrlich verdient, und ich denke, dass sie auch in Ihrem Sinne ist.

2. Würdigung von Papst em. Benedikt XVI.

Die letzten öffentlichen Abschiedsworte von Papst Benedikt vom Balkon

der Päpstlichen Residenz vor seinem Abflug nach Castel Gandolfo waren: „Ich bin einfach ein Pilger, der nun die letzte Etappe seines Weges auf dieser Erde antritt“. Können Sie sich daran erinnern, dass jemals ein Mächtiger dieser Welt so leise, bescheiden und würdevoll abgetreten ist wie er?

Für diejenigen, die, so wie ich, diesen Papst bewundert und verehrt haben, war er ein Theologe und Lehrer des Glaubens von Weltrang, bei dem Christus, seine große Liebe, immer im Mittelpunkt stand. Und es schmerzt mich noch heute, mit wie viel Kritik, Bosheiten und Häme ein Großteil der Öffentlichkeit, aber auch aus der eigenen Kirche, nicht zuletzt in Deutschland, ihn bedacht und verletzt hat. Es gab Meinungs-diktatur, Verfälschungen, Lügen und Hass, und in Talkshows hatten die Dummschwätzer ihre Auftritte, die Unsinn und Gehässigkeiten verbreiteten.

Auch aus unserem eigenen katholischen Raum gab es die „sprungbereite Feindseligkeit“. Was haben wir diesem Papst alles zugemutet, warum haben wir ihn so oft allein gelassen, warum haben wir nicht intensiver für ihn gebetet? Und wenn sogar der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz kurze Zeit nach dem Rücktritt dieses Papstes bei einer Ansprache in der Autobahnkirche Baden-Baden bemerkt, dass es jetzt unter dem neuen Papst „wieder interessant sei, katholisch zu sein“, dann finde ich das deplatziert und würdelos. Im übrigen wollte ich mit meinem katholischen Glauben noch nie „interessant sein“.



Das Bild im Dom von Orvieto stellt den wahren und den falschen Christus dar. Der wahre Christus (Bildhintergrund) hat nur wenige Menschen, die ihm zuhören wollen. Anders der falsche Christus (Bildvordergrund) in der Mitte des Freskos. Er spricht von einem Postament zu seinen Zuhörern. Hinter ihm steht der Teufel als Einflüsterer. Die unterschiedlichen Zuhörer repräsentieren auch heutige Verhältnisse.



Wir nehmen mit großer Dankbarkeit und Zuneigung Abschied vom Pontifikat Papst Benedikt XVI. und bleiben ihm gerne weiterhin im Gebet zutiefst verbunden, auch wenn wir, was wir dürfen, traurig sind.

Papst Franziskus wünschen wir von Herzen Gottes reichen Segen für sein Pontifikat.

3. Markenzeichen unseres Glaubens

Welche Wegmarken begleiten uns auf unserem Weg zum mutigen Glaubenszeugnis? Ich beschreibe eine wichtige Auswahl nicht als Theologe, sondern als kritisch beobachtender Sozialwissenschaftler mit vielfältigen Erfahrungen aus der praktischen Politik und als überzeugter katholischer Christ. Natürlich ist mir bekannt, dass wir nicht den Himmel auf Erden schaffen können, sondern mit den Fehlern der Menschen und ihren Sünden leben müssen. Als Glaubenszeuge in einer säkularen Welt für Gott Zeugnis abzulegen verlangt von uns Mut und Standhaftigkeit. Aber ein solches Zeugnis ist unser Auftrag als getaufte Christen, und warum sollten wir das nicht schaffen? Der Religionsphilosoph Sören Kierkegard (1813 – 1855) hat nämlich recht, wenn er sagt: „Christus hat keine Dozenten eingesetzt, sondern Nachfolger“.

Aber die Fundamente unseres Glaubens bröckeln immer mehr, und unser Glaube steht nicht mehr im Zentrum unseres Lebens. Und Gott wird herausgefordert von all denen,

die sich nicht mehr mit der Rolle des Geschöpfes zufrieden geben, sondern in grenzenloser Vermessenheit und Überheblichkeit alle gültigen Werte über Bord werfen und Schöpfer zu spielen versuchen. In der langen Geschichte der Kirche ist immer wieder versucht worden, Christus aus der Welt zu verdrängen. Und so weht auch heute der Wind verschiedener Ideologien gegen ihn. Uns ist bekannt, dass Spott und Hohn gegen uns Katholiken für zahlreiche Menschen zur beliebten Sportart geworden sind, und deshalb machen wir uns keine Illusionen über die Schwere unserer Aufgabe, für Christus zu kämpfen. Aber es bleibt unsere Pflicht, Gesellschaft, Politik und Kirche kritisch zu beobachten, zu hinterfragen und den eigenen christlichen Standpunkt deutlich zu vertreten.

Das gesellschaftliche Umfeld ist klar skizziert: Andere Religionen werden hofiert, Diskriminierungen werden überall verboten, aber nicht gegen uns. Beispiele hierfür gibt es genug: Wenn z. B. die „taz“ zum Papstwechsel im März und im April 2013 schreibt: „Junta-Kumpel löst Hitler-Jungen ab“; und: „Der neue Papst ist ...ein alter Sack, wie sein Vorgänger, der seinerseits einem reaktionären alten Sack gefolgt war, der wiederum einen reaktionären alten Sack beerbt hat“. Aber glauben Sie nun bitte nicht, dass der Deutsche Presserat diese Verunglimpfungen gerügt hätte. Eine solche Rüge hat er mit der Begründung abgelehnt, dass religiöse Gefühle dadurch nicht geschmährt worden seien.

Der Kabarettist Karl Valentin begegnet einem Fremden und fragt ihn.

„Können Sie mir sagen, wo ich hin will?“ *Unsere* Antwort ist eindeutig: Mit Jesus Christus auf dem Weg nach Jerusalem bis zum Kreuz und zur Auferstehung mit der Verheißung des Ewigen Lebens. Unser Glaube ist also keine Fessel, sondern eine Befreiung, er ist ein Geschenk und keine Last. Und er ist auch deshalb keine Theorie, weil er verheißt wurde von einer ganz konkreten Person, nämlich Jesus Christus. Und deshalb sagen wir auch nicht „das liebe Gott“, so wie die Familienministerin Kristina Schröder, sondern „der liebe Gott“, und wir bleiben auch dabei zu sagen: „der Unsinn, die Einfalt und das Geschwätz.“

Das Jahr des Glaubens und der Aufruf zur Neuevangelisierung verlangen von uns in unseren Erörterungen andere Themen als Zölibat, Frauenweihe und Zulassung zur Kommunion von wieder verheirateten Geschiedenen. Worin liegen eigentlich der Grund und der Gewinn, dass sich viele von uns ständig mit den falschen Themen beschäftigen? Warum wenden wir uns neben den Grundfragen unseres Glaubens eigentlich nicht verstärkt z. B. dem Kulturkampf gegen die Christen in der Welt zu? Es gibt z. T. grauenhafte Christenverfolgungen in der islamischen Welt: Ägypten, Iran, Irak, Pakistan, Sudan, Nigeria u. a. , Benachteiligungen und Diskriminierungen, Enteignungen, Brandstiftungen, Erpressungen, Attentate, Entführungen, Morde, Massaker, Kirchenzerstörungen, Verfolgung von sog. „Glaubensabtrünnigen“, Zwangsislamisierung von Mädchen und Versklavungen. Ich denke, dass die Verfolgung von



Das Bild ist ein Ausschnitt aus der „Schule von Athen“ von Raffael: Eine Darstellung von Philosophen, die zeigt, dass sich das Christentum auf Glaube und Vernunft (Fides et Ratio) stützt.

ca. 200 Millionen Christen auf der Welt ein größeres Problem ist als die immer wieder geforderte Abschaffung des Zölibats.

Und warum wehren wir uns nicht, wenn z. B. – zwei andere Beispiele aus der „taz“ hatte ich bereits genannt – der Papst in der Satire – Zeitschrift „Titanic“ besudelt wird, – Petra Gersner im ZDF in dümmlicher Weise die Weihnachtsgeschichte als „fromme Legende“ degradiert, – wenn das wesentliche Ergebnis von Zwangserhebungen für Rundfunkgebühren die Verdummung durch niveaulose Talkshows ist – oder wenn deutsche Richter sagen, dass die Beschreibung unserer Kirche als „Kinderfickersekte“ durch die Meinungsfreiheit gedeckt ist? Können Sie sich vorstellen, wie das Urteil derselben Richter lauten würde, wenn wir z. B. vom Islam von einer „Mördersekte“ gesprochen hätten, weil er uns Christen als Ungläubige zu töten beabsichtigt?

Ja, meine Damen und Herren, es ist wichtig, Böses in der Gegenwart zu erkennen, Widerstand zu leisten und, wenn möglich, mit der Kraft besserer Argumente zu korrigieren oder zu überwinden. Die Akropolis in Athen, das Kapitol in Rom und der Golgotha-Hügel in Jerusalem haben den Grund für die Symbiose von Weisheit, Rechtsempfinden und den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus gelegt. Das waren die Grundlagen des christlichen Abendlandes und sind es bis heute, – und nicht der Islam, Herr Wulff ! Und wer Gott verteidigt, der verteidigt wegen dessen Liebe zu uns auch die Menschen. Weil er mit seiner Wahrheit der vielfältigen Lüge der Menschen entgegen steht, bleibt er unser Orientierungspunkt. Und das gilt ebenfalls für unsere Kirche, die man deshalb auch nicht beliebig laisieren und demokratisieren kann.

Und wir brauchen auch kein neues „Vater unser“ von Norbert Lammert, und wir verzichten auch gerne auf die völlig überflüssige Frage des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, an die Zuhörer seines Vortrages in der Katholischen Akademie in Berlin, wo er die Zuhörer fragte: „Wer glaubt denn alles, was im Katechismus steht“? Es ist schlimm genug, dass er eine solche Frage stellt, aber dass die anwesenden mehreren hundert meistens katholischen Teilnehmer Beifall geklatscht haben und sich kein einziger gemeldet hat, der sich zu den Aussagen unseres Katechismus bekannt hat, ist mindestens genau so entmutigend.

Und noch ein Punkt darf hier nicht unerwähnt bleiben: Wenn die Vizepräsidentin des ZdK, Claudia Lücking-Michel, Theologin und CDU-Bewerberin für ein Mandat im Deutschen Bundestag, in der ZdK- Vollversammlung im April 2013 zur Fußwaschung am Gründonnerstag sagt: „Papst Benedikt wäscht ausgewählten Männern, in der Regel Priestern, die Füße, die sie ihm mit angezogenen Socken entgegen halten, damit er ihnen einige Tropfen Weihwasser drauf sprengt. Nacktes Fleisch, und sei es der Fuß, ein unverkrampfter Umgang mit dem anderen Geschlecht, Berührung, Sinnlichkeit, Sexualität – da ist noch viel Stoff“, dann ist das einfach nur dämlich und würdelos, und eine solche Frau hat in der Ausbildung von katholischen Theologen nichts zu suchen. Und wenn sich das ZdK bis heute davon nicht distanziert und dafür nicht entschuldigt hat, dann ist das ein erneuter Beweis dafür, dass wir uns als katholische Christen von dieser Organisation nicht vertreten fühlen.

Fortsetzung folgt

Michael, Annalia, Luciano und die anderen

*Gelebte Barmherzigkeit: Begegnungen auf dem Hof der Hoffnung /
Eine neue Bewegung in der Kirche*

Michael Sauer war Bankräuber, der jüngste Bankräuber Deutschlands. Mit 15 Jahren raubte er die erste Filiale aus. „Ich war richtig gut“, sagt er mit bitter-ironischem Lächeln. Das ging fünf Jahre so. Zusammen mit seiner Freundin Anja leerten sie im Saarland Bank um Bank. „Wir brauchten 8000 Mark pro Tag für Heroin“. Angefangen hatte es, als er 13 war. Er war arm und Realschüler, sie war reich und auf dem Gymnasium, ihr Vater Chirurg, ihre Mutter Kinderärztin. „Wir kannten uns schon lange, es war eine Sandkastenliebe. Man spürt, wenn man zusammengehört“. Aber seine und auch ihre Familie lehnten diese Freundschaft ab, „sie wollten nicht, dass wir zusammenkamen, also trafen wir uns heimlich“. Sie brachte von ihrer Schule Haschisch mit, das rauchten sie gemeinsam. Dann brachte sie ein halbes Jahr später auch Heroin. „Als wir das gezogen haben, wussten wir: Das ist fürs Leben, das ist wie die erste Liebe.“ Was Liebe ist, lernte Michael erst auf dem Bauernhof der Hoffnung kennen, viele Jahre später und nach noch mehr Tiefen des Lebens später.

Dazwischen lagen zwölf Jahre Gefängnis für ihn, achteinhalb für Anja. Auch im Gefängnis blieb er süchtig. „Im Knast bekommst Du alles, was Du brauchst. Mein Zellennachbar war Dealer, ein Araber, der hatte sauberes, 80prozentiges Heroin, heute sind es nur noch fünf Prozent, der Rest ist Chemie und Rattengift“. Anja wurde im Gefängnis clean, als Michael rauskam, ging es von vorne los. „Man muss wirklich aufhören wollen, zu 100 Prozent. 99 Prozent reicht nicht“, sagt der heute 50jährige und blickt leer zurück. Die Eltern wollten nichts mehr von ihnen wissen, der Richter meinte bei seiner Freilassung: „Wir reservieren die Zelle.“ „Nach zwölf Jahren“, sagt Michael, „hast du draußen keine Chance.“ Sie bekamen ein Kind, und dann kam die Overdosis. Beide fielen ins Koma. Drei Minuten Herzstillstand bei ihm, sechs Minuten bei ihr. Sie war hirtot, er wachte nach drei Wochen auf. Täglich ging er zu ihr, redete, blickte sie an. Sie blieb regungslos. Nach fünf Monaten stimmte er zu, die Maschinen wurden abgestellt. „Es war eine furchtbare Entscheidung.

Sie war mein Leben“, sagt er leise. Die Tochter kam zur Großmutter, der Kinderärztin. Er stürzte ab, landete auf der Straße, in der Gosse. „Ich nahm alles, was ich kriegen konnte.“ Die Leber setzte aus, der Körper wurde gelb, die Stichwunden von den Spritzen verheilten nicht mehr, „kein Krankenhaus wollte mich nehmen. Keine Therapie hatte Platz“. Irgendwie landete er auf Gut Neuhof, dem Bauernhof der Hoffnung bei Berlin. „Ich weiß nicht mehr, wie der gute Engel hieß, der mich da hinbrachte, ich weiß nur noch: Ich ging dahin, um zu sterben.“ Michael erinnert sich: „Ich wog noch 35 Kilo, die offenen Wunden eiterten, und da war eine Schwester Delma aus Brasilien. Die wusch die Wunden und verband sie. Sie sah mich immer freundlich an und sprach nie von Gott. Aber durch sie weiß ich, was Liebe ist.“

Auf Gut Neuhof arbeiten sie alle, sagt Michael. „Auch ich wollte arbeiten und tat es auch. Anfangs brauchte ich für hundert Meter Schubkarre schieben einen ganzen Tag.“ Nach vier Monaten Pflege gingen die Wun-



Frei Hans, Gründer der Fazenda-Bewegung, mit zwei geheilten Mädchen aus den Philippinen.



In der Pfarrkirche, wo alles begann: In der Pfarrei Nossa Senhora da Glória in Guaratingueta war Pater Hans der Pfarrer und dort bildete sich die erste Gruppe von Drogenabhängigen, die das Evangelium leben und durch es geheilt werden wollten und sollten.



Nur die Wahrheit zählt: Michael Sauer zu Besuch auf der Fazenda. Im Hintergrund die Halle, in der gefeiert wurde.

den zu, die Leber arbeitete wieder, er wog jetzt knappe 60 Kilo. „Dann stellte ich mir Fragen. Als Bandit war ich jemand, im Gefängnis hatte ich Ansehen, fünf Jahre Banken ausrauben ohne entdeckt zu werden, das galt als eine Leistung. Auf dem Gut aber hatte ich Ansehen ohne Leistung. Das verstand ich nicht. Auch wie die leben: Bescheiden, arbeitsam, alles teilend und doch hat jeder seinen inneren Schatz. Das sind Menschen mit einer Beziehung zu Gott, Menschen, die beten.“ Michael betete nicht. Aber nach einem Jahr wusste er: „Ich will nicht nur drogenfrei leben, ich will lieben.“ Er ging auf einen anderen Bauernhof nach Brasilien, lernte die Sprache, auch die Sprache der Liebe. Was das denn sei, frage ich ihn. „Das, was die da machen. Sie teilen, sie nehmen Rücksicht, sie fragen nicht nach Lohn oder Gegenleistung, sondern ob sie dir helfen können, ob du alles hast, was du brauchst, ob sie etwas tun können für dich.“ Dabei strahlten sie einen Frieden aus, „der von Herzen kommt. Du spürst: Die wollen dir Gutes, nicht dein Gutes“. Jemandem Gutes wollen – das ist genau die Definition der Liebe des Thomas von Aquin. Michael weiß das nicht, er spürt es.

Wir sitzen in einer Freihalle im Hof Pedrinhas nahe der Stadt Guaratingueta, etwa 180 Kilometer südlich von Sao Paulo. Pedrinhas war die erste Fazenda de esperanza, die erste Farm der Hoffnung. Sie ist heute

auch die größte, dort leben 143 Jugendliche. Sie arbeiten auf dem Feld, betreiben Viehzucht mit Rindern, Hühnern, Enten, Ziegen. Gegründet wurde Pedrinhas vor dreißig Jahren, das Jubiläum war im November. Anlass für ein großes Treffen aller Höfe, mittlerweile sind es 93 in 13 Ländern. In Europa unterhält die junge Bewegung zehn Höfe, fünf davon in Deutschland – ein sechster Hof wird in diesem Jahr gegründet. Mehr als 30.000 meist junge Männer und über zehntausend junge Frauen haben die Höfe geheilt verlassen. Die Rückfallquote liegt bei 16 bis 20 Prozent, festgestellt von unabhängigen Wissenschaftlern, zum Beispiel Professor Freising von der Uni Köln. Bei normalen, gängigen Entzugstherapien beträgt die Rückfallquote weit über neunzig Prozent. Einer der zwei Gründer der Fazendas, der Franziskanerpater Hans Stapel, erklärt das so: „Wir versuchen zu heilen, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Und wirklich heilen tut nur die Liebe.“ Die Säulen des „Heilsplans“, des Konzepts der Höfe sei einfach: „Keine Ersatzdrogen, keine Medikamente, keine Psychologen, kein Sex und kein Alkohol – dafür ein Jahr lang praktische Arbeit auf dem Feld, in Obstplantagen oder Fabriken und ein auf Gott ausgerichtetes Leben. All das in Abgeschiedenheit von der Welt und in Gemeinschaft mit anderen Suchtkranken. Die Befreiung von der Droge ist Versöhnung mit sich selbst“.

Das regelmäßige Gebet sei die tragende Säule. Wer nicht zu ihm findet, gefährdet seine Gesundheit. Nach dem Konzept der Gründer ist es Gott, der die Kraft zur Heilung gibt. „Gott führt aus dem Gefängnis der eigenen Sucht und Ängste in die Weite eines sinnerfüllten Lebens.“ Viele Geheilte entdecken eine geistliche Berufung. Seit dem 24. Mai 2010 ist die Bewegung mit dem Namen „Familie der Hoffnung“ als geistliche Gemeinschaft von der Katholischen Kirche anerkannt. Die Nachfrage nach Bauernhöfen aus aller Welt steigt, vor allem seit Benedikt XVI. 2006 die erste Farm besuchte. Vor der Kurie sagte er ein gutes Jahr später: „Dort, in der Fazenda der Hoffnung, wird die Welt wieder wirklich entgrenzt. Der Blick auf Gott hin, auf die Weite unseres Lebens öffnet sich, und so geschieht Heilung. All denen, die dort wirken, gilt mein aufrichtiger Dank, und all denen, die dort Heilung suchen, mein herzlicher Segenswunsch.“ Heute zählt die Gemeinschaft rund 600 Mitglieder. „Der Besuch des Papstes war wie ein Stempel“, sagt Frei Hans. „Die Laienkongregation verstand, dass dies nicht eine Gründung für Drogenabhängige war, sondern für alle Menschen, die die Hoffnung verloren haben. Eltern, Priester, Schwestern, ja die Gesellschaft ist heute oft so hoffnungslos, und deshalb sind die Fazendas moderne Wallfahrtsorte, wo wir Jesus wieder unter uns finden.“ Diese pastorale Weite ist es, warum

Die Jugend trägt das Göttliche in sich

Was denken Sie über die Jugend?

Jugendliche sind in einer nicht einfachen Situation. Sie entdecken sich selbst und müssen Entscheidungen treffen: Was will ich studieren? Welchen Beruf will ich ergreifen? Was will ich mit meinem Leben anfangen? Soll ich irgendwann heiraten? Diese Entscheidungen beeinflussen das ganze Leben. Jugendliche leben zudem in einem riesigen Spannungsfeld: Sie werden von den Medien beeinflusst, von ihrem Umfeld, von Freunden. Sie wollen nicht altmodisch sein. Die, die religiös sind, sich aber von den Eltern lösen wollen und müssen, entfernen sich dann auch oft von der Kirche.

Wie reagieren Sie darauf?

Wer mit Jugendlichen arbeitet, weiß, dass sie im Grunde guten Willens, aber oft doch sehr hilflos sind. Sie wollen frei sein, wissen aber nicht, was Freiheit ist. Sie sind auf der Suche und machen dabei auch negative Erfahrungen. Das kann auf ganz unterschiedlichen Gebieten sein: Sie beginnen zu rauchen, Alkohol zu trinken, kommen an Drogen, haben Sex, verfallen dem Konsumismus. Dabei wird vieles nicht richtig verstanden, führt zu Abhängigkeiten, von denen sie dann nicht mehr los kommen. Ich nenne solche Situationen einen großen Schrei nach Liebe, den wir hö-

ren und verstehen müssen. Viele haben Gefängnis oder Klinik hinter sich. Doch wenn man sie aufnimmt, ernst nimmt, ihnen zuhört und ihnen echte Werte gibt, sind sie in der Lage Großes zu tun. Wir zeigen ihnen mehr als menschliche Wege, göttliche Wege, und laden sie ein, das Evangelium zu leben.

Und das nehmen Jugendliche an?

Ja, ich rechne stets mit der Jugend und bin immer wieder begeistert, wenn ich sehe, wozu junge Menschen in der Lage sind: sie sind wirklich fähig sich zu verschenken. Zum Beispiel haben wir heute

eine päpstliche Stiftung wie Kirche in Not die Fazendas finanziell unterstützt und dafür sammelt. Denn von den Produkten der Bauernhöfe allein können die jungen Leute nicht leben. Die Fazendas sind auf Spenden angewiesen.

Es sind nicht immer harte Drogen wie Heroin. Auf den Fazendas für die Frauen in Deutschland sind fast alle Mädchen magersüchtig. Andreas D., im elften Monat auf Gut Neuhof, war internetsüchtig. Er ist jetzt auf der Suche nach Sinn. Auf jeden Fall will er das Jahr beenden. Niemand zwingt ihn dazu, man kann immer gehen, wenn man nicht mehr will. Aber die Freude und Zufriedenheit, mit der die Leiter der Höfe ihn und andere „schwierige Jungs“ behandeln, beeindruckt ihn. „Vielleicht ist das Liebe, weiß nicht“, sagt er, und „vielleicht finde ich auch das, was die Gott nennen“.

Michael fand es. Er ging nach Brasilien als Freiwilliger auf eine andere Fazenda, kehrte zu Gut Neuhof zurück und blieb dort als Helfer vier Jahre. „Es war die schönste Zeit in meinem Leben bis dahin.“ 2006 wurde er Verantwortlicher auf einer Fazenda in Brasilien, bei Fortaleza. Dort besorgte er auch die Einkäufe, und dabei lernte er seine jetzige Frau, Anna Paula, kennen. Er erzählte ihr seine Geschichte: „Nur die Wahrheit zählt.“ Sie heirateten, zwei Jahre später wurde Cayo geboren. „Cayo wird erfahren, was ich

nie gelernt habe: Mit Gott aufzuwachsen, von Anfang an Liebe erfahren.“ Michael ist jetzt als Vorarbeiter in einer Stahlfabrik für Büromöbel tätig. Dort leitet er auch einen Gebetskreis und sorgt dafür, dass Leute aus den Fazendas eine Arbeit finden. „Ich arbeite hart, etwa zehn Stunden am Tag, auch samstags. Wir haben ein Haus, ein Auto – alles von meiner Hand, von meiner Liebe, ohne Revolver.“

Michael sieht sich als Überlebenden. Seine Tochter ist zwei Monate vor ihrer Hochzeit tödlich verunglückt. Von den Bekannten und Gefängniskumpeln aus seinem früheren Leben ist keiner mehr am Leben. „Sie sind alle tot, Aids, Hepatitis, Überdosis.“ Den letzten habe er vor acht Jahren gesehen, ihm den Weg der Fazendas geschildert und ausgemalt, aber er wollte nicht raus aus der Droge. Es sei nicht „so leicht, von sich weg zu gehen. Man braucht die Hoffnung, dass man trotz allem lieben kann“. Diese Hoffnung fand Annalia in den Fazendas. Jahrelang war sie von ihrem Stiefvater mißbraucht worden, die Mutter schaute einfach weg und wollte es nicht wahrhaben. Selbst als sie ein Kind von „dieser Person“ bekam. Sie nennt den Namen nicht, es wäre eine Nähe, die schmerzt. Damals war sie achtzehn. Die Mutter wollte, dass sie abtreibe, aber sie konnte nicht. Sie nahmen ihr alles weg, schlugen sie, sperrten sie ein. Ezechiel wurde geboren, Mutter und Stiefvater verbreite-

ten die Lüge, der Vater sei unbekannt, Ezechiel die Frucht eines Abenteurers. Es ist nicht ungewöhnlich in der Heimat Annalias, in Argentinien und überhaupt in Lateinamerika, dass Kinder ihren wahren Vater nie kennen lernen. Auch Annalia kennt ihren wahren Vater nicht. Vater war für sie gleichbedeutend mit Angst und Schrecken. Sie konnte nicht mehr essen, wurde magersüchtig und depressiv. Dann, nach sieben weiteren Jahren des Martyriums, wurde sie wieder schwanger. Damals kam ihr Bruder, der drogensüchtig war, von einer Fazenda zurück und half ihr zu fliehen. In der Fazenda von Cordoba fand sie Zuflucht. Die Jungs brachten sie zu einem befreundeten Ehepaar. Das nahm sie auf und sorgte für sie, und als die Wehen einsetzten, brachte es sie ins Krankenhaus. Dort warteten die Jungs aus der Fazenda. Als die Hebamme aus dem Kreissaal kam und fragte, wer der Vater sei, sagten sie: „Wir sind alle Onkels.“ Das habe ihr „irgendwie die Tür zu Gott-Vater“ wieder aufgestoßen. „Ich konnte das Wort Vater ja nicht mehr hören“. Der zweite Sohn heißt Jeremias und ist der Liebling der Fazenda.

Annalia hatte mehrere Selbstmordversuche hinter sich, als sie nach Cordoba kam. Selbst dort lebte sie anfangs in der Versuchung der Verzweiflung. Die Onkels und das Ehepaar gaben ihr neue Hoffnung. Sie erreichten auch, dass Ezechiel nach

Fragen an Franziskanerpater Hans Stapel, Gründer der »Farmen der Hoffnung«

auf unseren Bauernhöfen weltweit mehr als 500 Jugendliche, die sich ganz Gott weihen, um anderen zu helfen.“

Was unterscheidet Jugendliche in wohlhabenden von solchen in armen Ländern?

Reichtum ist eigentlich das Schlimmste für Jugendliche. Es scheint, als könne man für Geld alles kaufen. Die Jugendlichen sind dann nicht mehr so offen; es ist schwerer, an sie heranzukommen. Aber letztlich sollte man nie Angst vor jungen Menschen haben. Sie wollen alle echt sein, sie wollen glücklich sein. Sie suchen Er-

fahrungen, Abenteuer. Man muss ihnen die Möglichkeit geben, etwas zu gestalten. Je mehr man ihnen zumutet, desto mehr wachsen sie über sich hinaus. Jugendliche sind - wie wir alle - von Gott erschaffen. Sie tragen das Göttliche in sich, und das muss man wieder wach rufen.“

Und was sagen sie einem Jugendlichen, dem Glaube und Kirche nichts bedeuten?

Geh zum Wesentlichen. Gib dir die Chance, das Evangelium ganz ernst zu nehmen und es wirklich in die Tat umzusetzen. Versuch jeden Tag einen Satz aus

dem Evangelium zu leben. Dann wirst du erfahren, dass das eine Botschaft für dich ist, die frei macht und die dir eine tiefe innere Freude schenkt. Es ist wie bei jungen Menschen, die verliebt sind. Das geht ja nur, wenn sie sich begegnen. Das muss man auch im Glauben erfahren: über das gelebte Wort zu Gott finden und diese Welt Gottes entdecken, die ganz anders ist, persönlich, auch radikal, aber etwas sehr Schönes. Wer diese Gotteserfahrung nicht macht, wird nicht bei der Kirche bleiben. Strukturen allein genügen nicht. Unsere Jugend braucht Gotteserfahrung. Wir müssen wieder dazu kommen, das Evangelium zu leben, diesen Lobgesang der Liebe, der immer gelebt werden kann.“

Cordoba kam. Und die Mutter? „Ich habe ihr verziehen“. Nach der Geburt von Jeremias trennte sie sich von „diesem Mann“ und lebt jetzt mit den drei Brüdern in der Nähe der Fazenda. Es dauerte, bis Annalia wirklich geheilt war. Ezechiel, der seinem leiblichen Vater sehr ähnlich sieht, beschwerte sich, weil sie jede Zärtlichkeit ablehne, das täten die anderen Mütter nicht. Die Hoffnung überwand die innere Blockade. Sie sagte ihm die Wahrheit, und Ezechiel schwieg lange. Dann sagte er: „Ich brauche diesen Vater nicht, wir sind eine Familie.“ Sie lernte lesen und schreiben, in den Jahren der Gefangenschaft war sie immer in ihrem Zimmer, besuchte keine Schule. Anfangs traute sie sich nicht, aber das Zutrauen der anderen half ihr, wieder Selbstvertrauen zu schöpfen. „Gott ist bei mir. Ich vertraue auf ihn. Er ist meine Hoffnung.“ In den Fazendas hat Annalia andere Frauen getroffen, auch mit Kindern ohne Vater, auch missbraucht und nicht selten zur Prostitution gezwungen. Wie Schiffbrüchige landen sie auf diesen Inseln der Hoffnung. Einige bleiben in den Fazendas, übernehmen dort Verantwortung und Leitungsaufgaben. Sie sind Beispiele, dass die Hoffnung lebt. Die meisten gehen nach ihrer Heilung zurück in den Alltag ihrer Städte und Dörfer – und sind dort Beispiele der heilenden Kraft der Liebe.

Luciano ist ein besonders harter Fall. Vor 20 Jahren handelte er mit Drogen und Waffen, stahl Autos und Schmuck. Er brachte es zum Anführer einer Gang. Er hatte Führungstalent. In den Fazendas lernte er einen neu-

en Geist kennen. Nach seinem Jahr ging er weg, und man hörte nichts mehr von ihm. Eines Tages sieht Frei Hans auf dem Konto eine Spende von umgerechnet zehntausend Euro. Bei größeren Beträgen ruft er selber an, um sich zu bedanken. Luciano ist am Hörer. Die Freude ist groß. Luciano beschließt spontan, von Rio nach Guaratingueta zu fliegen – mit seinem Privatjet. Er erzählt die halbe Nacht, wie er nach der Fazenda ein Studium absolvierte, eine Klinik für Augenmedizin aufbaute, Ärzte um sich scharte, um mit Lasermethoden Operationen in der ganzen Welt durchzuführen. Mittlerweile hat er unzähligen Menschen die Augen geöffnet, nicht nur im Gesicht, sondern auch im Geist. „So wie die Fazendas bei mir.“ Demnächst stehe eine Afrika-Reise auf dem Programm, in Mosambik gebe es nur zwei Augenärzte, die Operationen wie er durchführen könnten. Dort wolle man in wenigen Wochen 2000 Kranke operieren.

Oder Ricardo: Als kleines Kind sei er adoptiert worden und bei den ersten Schwierigkeiten hätte die Oma gesagt, „das hat er nicht von uns.“ Er lief weg, lebte auf der Straße, schloss sich einer Bande an, rutschte in die Kriminalität. Aus einer Schießerei bleibt er als einziger Überlebender der Bande übrig und wird mit Schusswunden ins Krankenhaus gebracht. Das Sozialgericht gibt ihm eine Chance. Er solle auf eine Fazenda. Damals ist er 14. Nach einem Jahr bleibt er, wird Verantwortlicher, besucht die Schule, macht Abitur, fängt ein Studium an und geht in die Politik. Heute ist

er in einem Bundesland Brasiliens der verantwortliche Beauftragte für die Drogenbekämpfung. Oder Washington: Er kam aus dem Drogenmilieu einer Favela in Rio zu den Fazendas, abhängig und hoch verschuldet. Nach einem Jahr fragte er den Mitgründer der Bewegung, Nelson Rosendo, wohin er nun gehen solle. Nelson meinte: „Nach Hause.“ „Du weißt, woher ich komme?“ „Ja. Du hast hier ein neues Leben entdeckt. Das sollst Du dorthin bringen.“ Inzwischen hat Washington seine Schulden bei den Drogenhändlern beglichen, einen Kiosk aufgemacht, mit dem er ehrliches Geld verdient, und mehr als 50 Drogenabhängigen den Weg in die Fazendas und zu einem neuen Leben eröffnet.

Es sind die Ausgestoßenen, die Verachteten und Geächteten, die Gestalten am Rand der Gesellschaft, Opfer, die zu Tätern wurden – sie alle haben Platz in den Fazendas, wenn sie an die Tür klopfen. Viele kommen aus gebrochenen Familien, der Vater unbekannt oder Alkoholiker, die Mutter verzweifelt oder Prostituierte. Sie alle kommen aus den Eiswüsten der Gesellschaft, aus den Maschinenräumen und Kanalgängen der Städte, von den verdreckten Marktflecken und aus den Gossen am Fuß der Glitzertürme in der City. Sie kommen von da, wo es keine Liebe und keine Hoffnung gibt. Fast immer stehen Ablehnung und Verachtung am Anfang eines Abgrunds. In den Fazendas finden sie ihre Würde wieder, finden sie die offenen Arme für alle Kinder Gottes. Und diese Liebe geben sie weiter. □



Frei Hans mit Jugendlichen aus Deutschland und Argentinien. Vorne rechts der Mitgründer Nelson Rosendo.



Wieder im Leben, dank der Onkels von der Fazenda: Annalia aus Argentinien



Die Alkohol-Probleme überwunden, wieder im Dienst des Herrn und eine große Hilfe in der Fazenda: Don Cesar

Es ist Zeit zu sagen, wofür wir stehen

Erzbischof Gerhard-Ludwig Müller, der Präfekt der Glaubenskongregation der Katholischen Kirche, hat in einem Schreiben Robert Zollitsch, den Erzbischof em. von Freiburg aufgefordert, die diözesane „Handreichung für die Seelsorge zur Begleitung von Menschen in Trennung, Scheidung und nach ziviler Wiederverheiratung“ „zurückzunehmen und zu überarbeiten, damit nicht pastorale Wege gut geheißen werden, die der kirchlichen Lehre entgegenstehen“. Die Freiburger Handreichung, so der Präfekt der Glaubenskongregation, enthalte zwar „richtige und pastorale Hinweise“, sei „aber in der Terminologie unklar“ und stimme „in zwei wichtigen Punkten mit der kirchlichen Lehre“ nicht überein. Die Handreichung sieht nämlich vor, dass geschiedene Wiederverheiratete aufgrund einer persönlichen Gewissensentscheidung zur Kommunion zugelassen werden können. Die weitere Kritik bezieht sich auf Vorschläge der Handreichung zu einer „Quasi-Trauung“ für geschiedene Wiederverheiratete, „eine Art Ritus mit Eröffnung, Hören auf das Wort Gottes, Segnung und Übergabe einer Kerze, Gebetsteil und Abschluss“.

Der Präfekt der Glaubenskongregation legt in seinem Schreiben die kirchliche Position zur Wiederverheiratung Geschiedener dar: „Wiederverheiratete Geschiedene stehen selbst ihrer Zulassung zur Eucharistie im Weg, insofern ihr Lebensstand in objektivem Widerspruch zu jenem Bund der Liebe zwischen Christus und der Kirche ist, den die Eucharistie sichtbar und gegenwärtig macht ... ließe man solche Menschen zur Eucharistie zu, bewirkte dies Verwirrung bei den Gläubigen hinsichtlich der Lehre der Kirche über die Unauflöslichkeit der Ehe“. Erzbischof Müller spricht hier nicht als Privatperson, sondern als Präfekt der Glaubenskongregation und nach Rücksprache mit dem Heiligen Vater!

Erzbischof Robert Zollitsch nahm auf der Herbstvollversammlung des Diözesanrates Freiburg zum Schreiben des Glaubenspräfekten Stellung „und machte deutlich, dass es in Sachen Handreichung nichts zurückzunehmen gibt. Die Freiburger

Auf dem Prüfstand

Initiative verstehe sich als Beitrag zur derzeit laufenden Diskussion über dieses Thema“ (Konradsblatt 47-2013, S. 6). Zollitsch unterstrich die Notwendigkeit zum Wohl der betroffenen Menschen „theologisch und pastoral verantwortbare Wege zu entwickeln“. Erzbischof Zollitsch bat den Diözesanrat um „Geduld und langen Atem“, die Diskussion über dieses Thema werde „in der ganzen Breite“ weiter gehen.

„Ausdrücklich“, so heißt es in einem Bericht des Konradsblattes „unterstützte der Erzbischof die kürzlich vom Münchner Kardinal Reinhard Marx geäußerte Überzeugung, „dass der Präfekt der Glaubenskongregation die Diskussion nicht beenden kann“. Dieselbe Position vertrat inzwischen auch in der Öffentlichkeit Bischof Ackermann von Trier (Tagespост 23.11.13) und ebenso Alois Glück nach seiner Wiederwahl zum ZDK-Präsidenten.

Der für die Handreichung verantwortliche Sprecher Domdekan Andreas Möhrle hat das Papier in einem vorausgehenden Interview (Konradsblatt Nr. 44-2013) verteidigt. Er sagte: „Wir suchen nach Wegen, die dem Geist Jesu Christi und der Botschaft des Evangeliums entsprechen“.

Der Geist Jesu wird fassbar im Evangelium, wo es zu dieser Frage heißt: „Das, was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen“ (Markus 10,5-9; vgl. Matthäus 19; Lukas 16,18). Die katholische Kirche ist in ihrer Lehre und in der Praxis stets auf die Worte des Herrn über die Unauflöslichkeit der Ehe zurückgekommen. Der Bund, der die Eheleute

innerlich und gegenseitig miteinander verbindet, ist von Gott errichtet. Er bezeichnet eine Wirklichkeit, die von Gott kommt und die deswegen der Verfügung der Menschen entzogen ist (OR, sp. Ausgabe Nr. 43 v. 25.10.13, S. 8-10). Die Freiburger Handreichung hält sich nicht an die Botschaft des Evangeliums.

Auf die Frage nach der Reaktion auf die Handreichung äußerte Domdekan Möhrle im o.a. Interview: „Es gab ein überwältigend positives Echo ... viele Zuschriften zeigten sich erleichtert, dass etwas in die richtige Richtung in Bewegung kommt ... insofern hat es mich sehr ermutigt, von Bischöfen aus dem In- und Ausland zu hören, die sich öffentlich und in persönlichen Gesprächen dahingehend geäußert haben, dass die Handreichung das ins Wort fasst, was in den meisten Bistümern pastorale Praxis ist“. Diese Aussage ist aufschlussreich. Es ist bekannt, dass in vielen Diözesen Pfarrer geschiedene Wiederverheiratete mit Wissen und zum Teil wohl auch mit Billigung der Bischöfe zur Kommunion zulassen. Das sagt aber auch viel über das Verständnis der Eucharistie und der sakramentalen Ehe aus.

Der Präfekt der römischen Glaubenskongregation legt die verbindliche Lehre der Kirche dar und erfährt dafür in der Öffentlichkeit Widerspruch von Pfarrern und sogar von Bischöfen. Damit werden auch die katholischen Laien gezwungen, öffentlich Position zu beziehen. Für romtreue Katholiken kann das nur heißen: Für die Lehre der Kirche, wie sie der Präfekt der Glaubenskongregation als die authentische Weisung Jesu Christi darlegt, einzustehen!

Hubert Gindert

Das Gewissen ist keine Allzweckwaffe

Karl Feser ist Pfarrer im unterfränkischen Bad Königshofen. Feser ist einer der fünf Sprecher der „Pfarrerinitiative Deutschland“ von rund 800 Priestern und Diakonen. Die Initiative fordert eine Abkehr von „absolutistischen Strukturen“ in der katholischen Kirche. Das Instrument zur Durchsetzung der Forderungen ist die Berufung auf das eigene Gewissen. Ist das möglich?

Nur bedingt! Auf die Frage „Bei der Priesterweihe haben sie ein Gehorsamsversprechen abgelegt – darf ein Priester dann seinem Bischof widersprechen?“ antwortete Pfarrer Feser: „Ja, wenn er seinem Gewissen folgt, kann er ihm widersprechen“. Und auf die Frage „Selbst, wenn es um grundlegende Fragen des Glaubens geht?“ sagt Feser: „Ja, normalerweise muss ich dem folgen, wovon ich überzeugt bin und wohin mich mein Gewissen führt. Das kann natürlich auch zu Konflikten führen. Die Bischöfe kommen oft sehr stark vom Kirchenrecht, aber wenn man als Seelsorger mit Menschen zu tun hat, kann man nicht immer nach dem Recht gehen. Ich muss gucken: Was fördert Leben und was hindert Leben?“ Auf die Frage: „Nennen sie bitte ein Beispiel“, bringt Pfarrer Feser „konfessionsgemischte Ehen“, „und die gehen gemeinsam zur Kommunion“ und „wiederverheiratete Geschiedene“. Quelle: Augsburgische Allgemeine Zeitung 19.11.13

Pfarrer Feser hat in einer Jahre dauernden theologischen Ausbildung die „absolutistische Struktur“ der Kirche kennen gelernt. Er hat sich nach reiflicher Überlegung mit freiem Willen zum Priester weihen lassen. Er hat dem Bischof ohne Zwang Gehorsam versprochen. Wo blieb da das Gewissen? Während der theologischen Ausbildung hatte übrigens Pfarrer Feser auch schon mit „Menschen zu tun“.

Das Gewissen bleibt letzte Instanz. Aber, was ist das Gewissen? Nach katholischer Lehre ist es „ein Urteil der Vernunft, das ihm (dem Menschen) zum gegebenen Zeitpunkt gebietet, das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Durch das Gewissen erfasst der Mensch, ob eine ausführende oder bereits vollbrachte Handlung sittlich gut oder schlecht ist, und kann die Verantwortung dafür übernehmen. Wenn er auf das Gewissen hört, kann der kluge Mensch die Stimme Gottes, der zu ihm spricht, vernehmen“ (Kompendium der katholischen Kirche, Ziff 372). Damit das Gewissen „richtig und wahrhaftig ist“ muss es gebildet sein. Das geschieht „durch die Erziehung und durch die Aneignung des Wortes Gottes und der Lehre der Kirche“ (Kompendium, Ziff 372 und 374) denn sonst „kann das Gewissen Fehlurteile fällen“.

Jeder Mensch hat ein Gewissen. Dass es erstickt und verbogen werden

kann, zeigt das reale Leben an vielen Beispielen. Wer möchte abstreiten, dass Kommunisten oder Nazis durch Propaganda verhetzt und veranlasst wurden, im Einklang mit ihrem Gewissen „Klassenfeinde“, „Untermenschen“, „Volksfeinde“ und „Volkschädlinge“ umzubringen? Das Gewissen ist keine Allzweckwaffe. Pfarrer Feser spricht vom „Kirchenrecht“, an das sich die Bischöfe klammern würden. Nun geht es bei dem von ihm angeführten Beispiel der geschiedenen Wiederverheirateten nicht nur um Kirchenrecht, sondern vor allem um die Weisung Jesu. Das Beispiel belegt nur, wie Pfarrer Feser die Lehre Jesu mit Rückgriff auf das Gewissen umgeht.

Hubert Gindert

Sie disqualifizieren sich selbst!

Den Jakobinern der Diözese Limburg kann man strategisches Denken nicht absprechen. Nachdem Papst Franziskus Bischof Tebartz-van Elst nicht, wie gewünscht, fallen ließ und der Bischof erstaunliche Standfestigkeit zeigt und nicht zurücktritt, versucht man mit flächendeckenden Initiativen einen Neuanfang mit Tebartz-van Elst als unmöglich darzustellen. Und die Zeit drängt.

Inzwischen wird immer klarer, dass es beim Versuch, den Bischof weg zu mobben nicht um Geldverschwendung, Baukosten, Führungsstil etc. ging, sondern darum, dass Tebartz-van Elst versucht hatte, den limburgischen romunabhängigen nationalkatholischen Weg zu korrigieren. Diese Entschleierung der Fakten konnte auch der ZDK-Präsident Alois Glück mit seinen Warnungen vor einer Dolchstoßlegende nicht verhindern. Schließlich trat der Bischofsgegner Domdekan Graf zu Elz selbst als Kronzeuge auf: „Die Ambivalenzen der Regelung (durch Papst Franziskus) deuten in meinen Augen darauf hin, dass der Kampf um den Kurs der Kirche in Deutschland, in dem unserem Bischof eine wichtige Rolle zugedacht war, noch nicht entschieden und noch nicht zu Ende ist“.

Das Jakobinertribunal von Frankfurt lieferte weitere Belege für den angestrebten romunabhängigen Kurs in Limburg. Auf dem nur mit Bi-

schofsgegnern besetzten Podium saß auch der ZDK-Generalsekretär Stefan Vesper, nicht als Privatperson, sondern als Spitzenfunktionär und Repräsentant dieses Gremiums. Mit Stefan Vesper waren gewissermaßen auch die im ZDK vertretenen Verbände repräsentiert, wie BDKJ, Katholischer Frauenbund, kfd etc., die ihre Filialen auch in der Diözese Limburg haben.

Inzwischen hat auch die Limburger Diözesanversammlung deutlich gemacht, dass für sie ein Neuanfang mit Bischof Tebartz-van Elst nicht mehr möglich erscheint. Diese Aussage der Diözesanversammlung wurde, um ihr noch größeres Gewicht zu geben, in den Fernsehnachrichten (BR) mit der Aussage versehen: „Die Diözesanversammlung, die gewählten Vertreter der Katholiken“.

Um die Vorgehensweise der Gegner des Limburger Bischofs zu verdeutlichen, sei noch angefügt, dass der ehemalige Generalvikar Günther Geis den Sitzungsteilnehmern der Diözesanversammlung zur Arbeit der von der deutschen Bischofskonferenz eingesetzten Kommission zur Prüfung der Kosten des diözesanen Zentrums St. Nikolaus „versichert“ hat: „Wir werden darauf achten, dass der Prüfungsauftrag erfüllt wird“. Das kann bedeuten, dass die Wortführer der Revolution gegen den Bischof die Kommission beeinflussen, wenn nicht unter Druck setzen wollen, damit das erwünschte Ergebnis herauskommt.

Das Erschreckende der diversen Aussagen „Kein Neubeginn mit Bischof Tebartz-van Elst“ und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem die Schuldvorwürfe noch gar nicht untersucht und geklärt sind, ist die Tatsache, dass katholische Christen ihrem Bischof nicht einmal die in einer zivilen Gesellschaft geltenden Prinzipien eines Rechtsstaates zubilligen. Sie sprechen sich in einer Vorverurteilung gegen einen Neuanfang, d.h. gegen Versöhnung aus.

Die heutige Gesellschaft braucht weltweit nichts dringlicher als Versöhnung, Ausgleich und Neuanfang. Diese unversöhnlichen Katholiken geben der säkularen Gesellschaft ein miserables Zeugnis einer christlichen Gesinnung. Sie disqualifizieren sich selbst!

Hubert Gindert

Die Rückkehr der Sophisten: Verfassungswidrige Verfassungsrichter

„Wer herrscht über das Grundgesetz?“ stand über einer Untersuchung von Dr. Werner Rühlers, Professor em. für Rechtswissenschaften der Universität Konstanz, in der FAZ (18.11.2013, Seite 7). Der Rechtsgelehrte wendet sich darin gegen eigenmächtige Änderung des Grundgesetzes durch die Verfassungsrichter, wie sie geschieht, wenn die Verfassungsrichter den Worten der Verfassungsbestimmungen einen anderen Sinn (Normzweck) unterlegen, als es der Verfassungsgeber selber tat. Aufgabe der Verfassungsrichter sei es, das Grundgesetz zu **wahren**; seine Änderung stehe nur dem Gesetzgeber zu, und dies auch nur unter den in der Verfassung vorgegebenen Bedingungen. Nach Hinweisen auf verschiedene Beispiele solcher Kompetenzüberschreitungen der Verfassungsrichter kommt Rühlers zu einem aktuellen Fall:

(...) Besonders deutlich wird die verfassungspolitische Gestaltungswirkung in dem Beschluss vom 7. Mai [2013] zu Artikel 6, Absatz 1. Danach ist die Ungleichbehandlung von verheirateten und gleichgeschlechtlichen Lebenspartnern mit dem Gleichheitssatz des Artikels 3, Absatz 1 nicht vereinbar. Der besondere Schutz von Ehe und Familie in Artikel 6, Absatz 1 ist damit nach verbreiteter Ansicht für „obsolet erklärt“, „durch Richterspruch aufgehoben“ und zur „Makulatur“ geworden.

Der Senat meint dagegen, der besondere Schutz von Ehe und Familie werde gar nicht angetastet; es werde lediglich eine Angleichung anderer Partnerschaftsmodelle an Ehe und Familie vorgenommen. Er übergeht die Tatsache, dass die Verfassungsgeber genau diese Angleichung von anderen Partnerschaftsmodellen an die Ehe wegen der aus ihrer Sicht einmaligen und unveränderlichen Bedeutung von Ehe und Familie für die Erhaltung von Gesellschaft und Staat ausschließen wollten. Ein Blick in die Protokolle des Parlamentarischen Rates zu Entstehung des Artikels 6 hätte jeden Zweifel beseitigt.

Die Begründung des Gerichtes stützt sich auf den allgemeinen Gleichheitsgrundsatz. Das ist nur dann überzeugend, wenn Gleiches gleich behandelt wird (...)

Das Hauptargument des Senats für seine Gleichstellung von Ehe und „Homoehe“ ist seine Auffassung, die unterschiedliche Behandlung sei eine Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Lebenspartner wegen ihrer sexuellen Orientierung. Eine Diskriminierung scheidet aber aus, wenn Ehe und gleich-

Zeit im Spektrum

geschlechtliche Lebensgemeinschaft in wesentlichen Punkten verschieden sind. Dazu ist festzustellen, dass sowohl faktisch als auch nach dem gesellschaftlichen Bewusstsein Kinder in Deutschland mehrheitlich aus Ehen hervorgehen. Von „Homoehen“ sind jedenfalls Kinder aus dieser Partnerschaft nicht zu erwarten. An dieser Tatsache wird auch das Bundesverfassungsgericht nichts ändern können. Der fundamentale biologische Unterschied hätte dem Gericht Anlass geben können und müssen zu prüfen, ob nicht darin der Hauptgrund des Artikel 6, Absatz 1 und die Rechtfertigung von finanziellen Begünstigungen von Ehe und Familie seitens des Staates zu sehen ist.

(Siehe dazu auch: „Neusprech‘ beim Bundesverfassungsgericht“, *Der Fels* 4/2013, Seite 124)

Widerspruch von den Bekennenden Gemeinschaften

„Diakrisis“, die Vierteljahresschrift der Internationalen Konferenz Bekennender Gemeinschaften, widmet Heft 4/2013 dem Thema „Familie im Fadenkreuz – Zur Orientierungshilfe der EKD“ (Sekretariat der IKBG, Postfach 1203, D- 17162 Teterow). Mit verschiedenen Beiträgen bietet das Heft Argumentationshilfen gegen das verwirrende EKD-Papier mit seiner Ausweitung des Begriffes von Ehe und Familie u. a. auch auf homosexuelle Partnerschaften. Schon im Geleitwort bemerkt das Diakrisis-Heft:

Diese Weitung des Familienbegriffes ins schier Endlose hat geistlich unverdauliche Nebenprodukte zur Folge. Plötzlich sind – ginge es nach dem Rat der EKD – Lebensformen, welche die Bibel Sünde nennt, Teil eines quasi gottgewollten Familienbegriffes. (...)

Für die Ausweitung könne man sich nicht auf Martin Luther berufen, weil der die Ehe doch „als weltlich Ding“ erklärt habe, und sagen, sie sei „keine göttliche

Stiftung“. Damit zeige man nur schlechte Kenntnis Luthers:

(...) Luther hat die Ehe zwar als „weltlich Ding“ bezeichnet, jedoch „nach göttlicher Ordnung“. Und was die Stiftung betrifft, schreibt Luther in seinem „Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn“ ein offenbar in Vergessenheit geratenes Segensgebet:

„Herr Gott, der du Mann und Weib geschaffen und zum Ehestand verordnet hast, dazu mit Frucht des Leibes gesegnet, und das Geheimnis deines lieben Sohnes Jesu Christi und der Kirche, seiner Braut, darin bezeichnet; wir bitten deine unergründliche Güte, du wollest solche deine Stiftung, Ordnung und Segen nicht lassen ändern noch verderben, sondern gnädiglich in uns bewahren, durch Jesus Christus, unsern Herrn. Amen.“

Ein klares Hirtenwort zur Gender-Ideologie

Zum „Tag der Menschenrechte“ am 10. Dezember 2013 hat der Bischof von Chur, Msgr. Dr. Vitus Huonder, einen Hirtenbrief herausgegeben unter dem Titel „Gender – die tiefe Unwahrheit einer Theorie“. Er greift mit dem Titel ein Wort auf, das Papst Benedikt XVI. am 21. Dezember 2012 in seiner Ansprache ans Kardinalskollegium gesprochen hat: „Die tiefe Unwahrheit dieser Theorie und der in ihr liegenden anthropologischen Revolution ist offenkundig...“. In seinem Hirtenbrief stellt Bischof Huonder die Gender-Ideologie in ihrem Kern vor; er zeigt ihre Schädlichkeit und ermutigt dann alle Gläubigen, „ihre gesellschaftlichen und rechtlichen Pflichten wahrzunehmen, damit die in der Schöpfungs- und Erlösungsordnung grundgelegte Würde des Menschen auch in der rechtlichen Ordnung unseres Gemeinwesens weiterhin und umfassend zum Ausdruck kommt.“ – Hier einige Auszüge aus dem Hirtenbrief:

(...) Der Begriff Gender leitet sich vom lateinischen Wort Genus ab, ein Begriff, der vor allen für das biologische Geschlecht verwendet wird. Während der Begriff der Sexualität das biologische Geschlecht meint, soll der Begriff Gender das sogenannte soziale Geschlecht bezeichnen. Dieses sei vom biologischen Geschlecht unabhängig und bedeute, das jeder Mensch sein Geschlecht und seine sexuelle Orientierung frei wählen könne, ob er Mann oder Frau sein wolle oder ob er hetero-, homo-, bi- oder transsexuell leben wolle. (...)

Das Ziel des Genderismus ist, dass jede „sexuelle Identität“ als gleichwertig akzeptiert wird. In diesem Sinne ge-

schiebt die konkrete gesellschaftliche Durchsetzung dieser Ideologie unter anderem durch das vermeintliche Recht gleichgeschlechtlicher Paare, zu heiraten und Kinder zu adoptieren, oder durch die (Homo)Sexualisierung der Kinder in Kindergarten und Schule.

Vordergründig geht es dem *Genderismus* um die Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Die Unterdrückung der Frau zum Beispiel, wie sie in manchen Gesellschaften und Kulturen immer noch vorherrscht, wird zu Recht beklagt. Sie entspricht nicht der Ebenbürtigkeit von Mann und Frau, die in der Schöpfungsordnung grundgelegt ist und in der Heilsordnung entfaltet wird. Insofern hat der *Genderismus* etwas Bestechendes an sich. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Ideologie aber um einen Angriff auf Ehe und Familie als die tragenden Strukturen unserer Gesellschaft. Ungerechtigkeit im Verhältnis der Geschlechter kann durch die Aufhebung der Geschlechterpolarität nicht behoben werden. Deshalb lehnt die Kirche die Ideologie des *Genderismus* ab. Dazu die folgenden Punkte:

Der *Genderismus* leugnet die Schöpfungsordnung (...). Der *Genderismus* leugnet die Vorgabe der Natur (...). Der *Genderismus* ist wissenschaftlich unhaltbar (...). Der *Genderismus* zerstört Ehe und Familie (...). Der *Genderismus* schadet der Frau (...). Der *Genderismus* schadet dem Mann (...). Der *Genderismus* schadet dem Kind (...). Der *Genderismus* nimmt totalitäre Züge an (...). Der *Genderismus* verdunkelt den göttlichen Sinn der Liebe zwischen Mann und Frau. (...).

„Im Kampf um die Familie geht es um den Menschen selbst. Und es wird sichtbar, dass dort, wo Gott geleugnet wird, auch die Würde des Menschen sich auflöst. Wer Gott verteidigt, verteidigt den Menschen.“ (Benedikt XVI.) (...)

Erzbischof Müller antwortet

Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, Präfekt der Glaubenskongregation in Rom, antwortete in einem Interview mit Karl Birkenseer von der „Passauer Neuen Presse“ auf aktuelle Fragen aus der öffentlichen Diskussion um Situation und Zukunft der Kirche (PNP, 12.12.2013, Seite 10: „Müller lässt sich nicht als Franziskus-Feind abstempeln“). Hier einige der Antworten:

Zur Forderung der Kölner Initiative, Laien und Priester an der Bischofswahl zu beteiligen:

Papst Franziskus warnt immer wieder vor dem Missverständnis der Kirche als einer von Menschen gemachten Organisation, etwa eine NGO. Bei der Bestellung von Bischöfen geht es nicht

um Machtkampf, Machtverteilung und Machterwerb für ideologisch verengte Parteien, die die Einheit der Kirche zerstören. Der Bischof wird von Jesus Christus erwählt und vom Heiligen Geist eingesetzt. Er bedarf auch der kanonischen Sendung des Papstes und der Gemeinschaft mit ihm und dem gesamten Episkopat. Wichtig ist das Zeugnis aller, ob ein Kandidat würdig ist. Letztlich ist zu sagen: „Zeige Herr, wen du erwählt hast!“, wie es in der Apostelgeschichte 1,24 steht.

Zum Problem der wiederverheirateten Geschiedenen und dem vermeintlich befohlenen „Ende der Diskussion“:

Warum hat meine Kongregation in sieben Sprachen eine Zusammenstellung der biblischen Zeugnisse und der kirchlichen Lehre zu diesem Thema gerade im „Osservatore Romano“ veröffentlicht? Nur ein Ignorant kann meinen, das die Pastoral einfach nach persönlichem Gutdünken gemacht wird. Eine verantwortungsvolle Pastoral baut immer auf der gesunden Lehre auf und orientiert sich an ihr. Die Glaubenslehre ist das Heil schaffende Wort Gottes, vermittelt durch die Verkündigung und Praxis der Kirche.

Die Dikasterien der römischen Kurie üben ihr Amt im Namen des Papstes und mit seiner Vollmacht aus zum Wohle der Ortskirchen und als Dienst an den Bischöfen – so das Zweite Vatikanum in „Christus Dominus“ 9. Der Papst umschreibt die Aufgaben auch der Kongregation für die Glaubenslehre, und niemand kann sie deshalb nach dem eigenen Gutdünken beschränken. Im Übrigen habe ich in meinem Artikel im „Osservatore“, wie man leicht sehen kann, nicht von einem „Ende der Diskussion“ gesprochen, sondern von ihren Grundlagen in der Lehre Christi, die nicht zur Disposition für ein Plebiszit über Glaubensfragen stehen. Das Glaubensbekenntnis ist nicht zu verwechseln mit einem Parteiprogramm, das sich variabel entwickelt gemäß den Wünschen der Mitglieder und Wähler.

Zur Vertiefung und Festigung des Glaubens

„Ist das noch Dein Glaube?“ fragt Msgr. Guido Becker auf der Titelseite seines Büchleins „Credo“ (Siehe Seite 16 dieses Heftes). Er hat es zum „Jahr des Glaubens“ herausgebracht, und es erscheint nach kurzer Zeit bereits in zweiter Auflage (SJM –Verlag, Neusäß 2013; 197 Seiten; ISBN 778-3-932426-58-2). Msgr. Becker, einst Dompfarrer in Mainz, jetzt im Ruhestand, legt darin anhand der kirchlichen Lehrdokumente den katholischen Glauben dar, und dies auch „im Disput“ mit heutigen Bestrei-

tungen dieses Glaubens. Menschen, die nach Orientierung suchen, soll das Buch helfen; Verunsicherte soll es im Glauben stärken. – Im Vorwort schreibt der Verfasser dazu:

Papst Benedikt XVI. hat vom 11. Oktober 2012 bis zum 24. November 2013 ein Jahr des Glaubens ausgerufen. Vor ihm hatte bereits Papst Paul VI. zur 1900-Jahrfeier des Martertodes der Apostel Petrus und Paulus 1967/68 ein solches Jahr anberaumt. Er tat es nur zwei Jahre nach der Beendigung des Zweiten Vatikanischen Konzils, weil bereits damals innerhalb der Kirche gewagte Neuinterpretationen und Infragestellungen von Glaubenswahrheiten durch manche „progressive“ Theologen sich ausbreiteten, die zu Verwirrung und Verunsicherung unter den Gläubigen geführt hatten. Papst Paul VI. hat dem mit der feierlichen Verkündigung des „Credo des Gottesvolkes“ das Bekenntnis des katholischen Glaubens entgegengesetzt. (...) Inzwischen ist mehr als eine ganze Generation herangewachsen, der man im Religionsunterricht nicht selten „die Bibel auseinandergenommen“ und die Glaubenswahrheiten „abgeschminkt“ hat. Man hat den Schülern mehr über nichtchristliche Religionen beigebracht, nur nicht den unverfälschten katholischen Glauben. Viele wurden ohne eigene Schuld mit einem Glaubensdefizit ins Leben entlassen. All denen tut die Neuevangelisierung not.

Hilfe zum Wecken und Aufwachen

„Neue Beweise gegen einen veralteten Zeitgeist“ – unter diesem Titel legt Christa Meves nun eine Sammlung ihrer Kommentare zur Zeit vor, die sie seit 2010 unter „Meves aktuell“ ins Internet stellt (Christiana-Verlag im FE-Medienverlag, 2013, TB 123 Seiten; ISBN 978-37171-1230-3). Frau Meves im Vorwort zum Zweck dieser Veröffentlichung:

(...) Die drei auszuhebelnden Bereiche der sogenannten Neuen Linken: die Abschaffung der Familie und der Autorität zugunsten einer Ideologie der Angleichung aller an alle, sowie der zu entfesselnden Sexualität sind deshalb auch in diesem Büchlein Hauptthemen. Sie bedürfen wiederholter Publikation, weil der Mainstream die negativen Entwicklungen umso nachhaltiger zu verschweigen sucht, als sich die Fahrtrichtung der vergangenen 45 Jahre als verhängnisvoll erwiesen hat. In einem Bezug zu aktuellen Ereignissen sollen deshalb Hintergründe und Zusammenhänge beleuchtet werden. (...) Mehr Menschen müssen aufwachen!

Josef Kraus: Helikopter-Eltern – Schluss mit Förderwahn und Verwöhnung, Rowohlt-Verlag Hamburg, 2. Auflage, Sept. 2013, ISBN 9783498034092 Preis 18,95 Euro

Der Titel des Buches ist eine präzise Inhaltsangabe dessen, was in neun Kapiteln näher ausgeführt wird. Der Förderwahn und die Verwöhnung der Kinder durch ihre Eltern, um „Superkinder“ zu erziehen. Was wir anhand von Beispielen aus dem Spitzensport oder aus der Unterhaltungsbranche erfahren, wenn erfolgreiche „Erziehungsprodukte“ in „öffentlicher Beichte“ bekennen, was an ihnen geschehen ist, wird mittlerweile offensichtlich in der Breite praktiziert. Mit „Zuckerbrot und Peitsche“ soll erreicht werden, dass Kinder einen Podestplatz im Leben erreichen. Diesem Ziel wird die Kindheit mit dem notwendigen Freiraum für Spiel und für die Entfaltung der naturgegebenen Anlagen untergeordnet. „Gut gewollt muss nicht immer richtig sein“, könnte man hier sagen. Der Autor ist Vater, Leiter eines Gymnasiums, Präsident des Deutschen Lehrerbundes, Diplom-Psychologe, also kompetent sich zum Thema zu äußern. Sehr empfehlenswert.

Huber Gindert



Geschöpfe des Himmels, Geheimnisse des Vogelflugs, Neuer Film auf DVD

Der Film *Geschöpfe des Himmels* stellt die Frage: Warum können Vögel überhaupt fliegen? An drei Vogelarten, den Kolibris, den Staren und der legendären Küstenseeschwalbe macht der Film deutlich, dass wir es mit wahren Wunderwerken einer intelligenten Schöpfung zu tun haben. Dieser Schöpfergeist muss den Vogel in seiner funktionstüchtigen Komplexität, im Zusammenspiel mit seinen Artgenossen, der Interaktion mit anderen Lebewesen und seiner Umwelt beabsichtigt und ins Dasein gebracht haben. Großartige Beispiele dafür sind im Film zu bewundern. Im Gegensatz zur gelungenen Gestaltung des Vogelflugs durch Intelligenz und Planung beansprucht der Darwinismus, die Herkunft der Vögel ohne Hilfe des Geistes erklären zu können. Doch sein materialistisches Konzept, welches Mutation und Selektion, also Irrtum und Vernichtung zur schöpferischen Größe erhebt, hat ganz sicher noch nie einen Vogel in die Lüfte befördert. Dem Regisseur von *Geschöpfe des Himmels*, Lad Allen, sei Dank, dass er diese abenteuerliche „Theorie“ nur am Rande erwähnt und dadurch die Freude am Film und seinen wunderschönen Aufnahmen nicht schmälert.

Fritz Poppenberg



Regina Breul im Gespräch mit Wolfgang Waldstein. Hirntod – Organspende und die Kirche schweigt dazu. Media Maria Verlag 2013. ISBN 978-3-9815943-5-5, Seiten 160.. E 14;95 (D) und E 15;40 (A)

Die Problematik der Organtransplantation wird weithin totgeschwiegen, weil bei Organentnahmen ein Unfall-Verletzter ja erst getötet wird. Die Ärztin Dr. Regina Breul und der Rechtsgelehrte Prof. Dr. Wolfgang Waldstein erläutern im Gespräch die Problematik der Organentnahme. Von einem Toten kann man kein Organ entnehmen und auf einen Lebenden übertragen. Also ist der Bedarf an Organen von Lebenden riesengroß. Daher kommt die überraschende Tatsache, dass manche Menschen, die zur Tötung vorgesehen waren und im letzten Moment von wachsamem Angehörigen gerettet wurden, nun glücklich weiterleben. Kernpunkt ist die Definition des so genannten Hirntods. Die vorgeschobene

Definition ist wissenschaftlich nicht haltbar. Der Ungeist der Zeit und die Macht des Geldes verhindern eine freie Diskussion über die ethisch, medizinisch und juristisch problematische Praxis der heute üblichen Transplantationsmedizin. Wer dieses Buch gelesen hat, wird sich sehr überlegen, ob er einen Spenderausweis mit sich tragen will. Dieses Buch ist dringend zu empfehlen.

Eduard Werner

Geschöpfe des Himmels, Geheimnisse des Vogelflugs, Dokumentarfilm, 61 Minuten, USA, 2013, Im Vertrieb von Drei Linden Film, Einführungspreis nur 9,95 Euro (nur bis Jahresende), Otto-Suhr-Allee 94, 10585 Berlin, Tel 030 30810740, bestellung@dreilindenfilm.de





Der Oberbairische Fest- Täg- und Alte- Bräuch Kalender für das Jahr des Herrn 2014. Raab Verlag Iffeldorf. ISBN 978-3-9814583-2-9. Euro 15;- Seiten 100.

Der authentisch bairische Kalender bringt Daten und Veranstaltungen zu Heiligenfesten, Wallfahrten, Pferderitten, Prozessionen und Märkten in Oberbayern und im benachbarten Tirol. Hervorragende Fotos zu Prozessionen und Brauchtumsfesten machen den Kalender zu einer Augenweide. Kurze und leicht lesbare Texte zur Geschichte und Religion Altbairern ergänzen die eindrucksvollen Bilder. Mit viel Liebe und Respekt erinnert der Kalender an Papst Benedikt XVI. Skeptisch zeigt er sich dagegen gegenüber dem so genannten Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils. Dieser Ungeist hat ja auch keine Basis in den Texten selbst. Und er wird folglich nur von Theologen verbreitet,

welche die Texte selbst entweder nicht gelesen haben oder bewusst missverstehen wollen. Die Kalendermacher vermitteln insgesamt mehr religiöses Wissen und mehr Freude als manches Buch im Religionsunterricht.

Eduard Werner

Hier eine Anmerkung zur Berichterstattung bzg. der aktuellen Situation im Bistum Limburg:

Entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit werde ich die aktuelle Ausgabe des „Fels“ nicht weitergeben, da ich mich schäme für die Art und Weise, wie – zum Schutz des Bischofs Tebartz-van Elst – die früheren Bischöfe Kempf und Kamphaus verunglimpft werden. Auch ich bedauere es, wie in teilweise unangebrachter Weise die Öffentlichkeit mit Bischof Tebartz-van Elst umgeht. Dies rechtfertigt jedoch m. E. auch nicht, ihn absolut reinzuwaschen, sein Verhalten zu glorifizieren und für die schwierige Situation der Kirche im Bistum Limburg seine Amtsvorgänger verantwortlich zu machen. Auch dem „Fels“ stünde ein wenig mehr Objektivität gut an.

Herzliche Grüße

Werner Braun, 76835 Weyher

Der Leitartikel von Prof. Dr. Hubert Gindert in der Novemberausgabe des

„Fels“ zeigt die Fragwürdigkeit der Form des derzeitigen kirchlichen Dialogprozesses mit einer Klarheit auf, die wirklich einmal nötig war, um die Diskussion



Das Bild zeigt die Taufe Christi – die Theophanie –, aus dem Meteorakloster Metamorfofi.

Christus segnet mit seiner Rechten das Wasser. So wird es zum lebenspendenden Element in der Taufe. Im ortho-

Erläuterung zum Titelbild

den Ritus betet der Priester an diesem Tage: „Christus ist erschienen im Jordan, die Gewässer zu heiligen.“

Rechts von Christus steht Johannes, wie er in der Bibel beschrieben wird (Mt 3,4). Seine rechte Hand ruht auf dem Haupt Christi. So sieht es der orthodoxe Taufritus vor, bei dem der Priester Christus zum Täufer sprechen lässt: „Täufer Johannes [...] strecke deine Hand aus und berühre mit ihr mein unbeflecktes Haupt!“ Die linke Hand des Täufers öffnet sich zur Fürbitte.

Am anderen Ufer des Jordans sieht man vier Engel. In der orthodoxen Liturgie dieses Festes heißt es nämlich von ihnen: „Gehet voraus von Bethlehem zum Strom des Jordan“. Wie es einem alten Brauch entspricht, verhüllten sie ihre Hände in Gegenwart von Heiligen. Ein Engel schaut zum Himmel empor, wo eine Stimme ertönt.

Sie kommt von Gott Vater, der in der strengen Orthodoxie nicht als Person abgebildet werden darf. Aus der göttlichen Sphäre kommt eine Hand, Symbol für diese Stimme. Von dieser geht ein Strahl, in welchem die bekannten biblischen Worte stehen, zum Haupt Christi. Auf diesem Strahl sieht man auch den Hl. Geist, der nur bei einer Theophanie-Darstellung als Taube abgebildet werden darf, da er in der Bibel nur hier so beschrieben wird. Unten erkennt man noch einen Mann, der auf Christus zufährt und eine Frau, welche auf einem Fisch von Christus weg „reitet“. Er ist Symbol für den „Jordan“, sie für das „Meer“ (im Griechischen weiblich). Dies bezieht sich auf Psalm 114: „Dies sah das Meer und floh, der Jordan strömte zurück“.

AE

auf die richtige Bahn zu lenken. Darum war es auch höchste Zeit, dass aus Rom die fordernde Antwort auf die Freiburger Handreichung kam, diese entsprechend der kirchlichen Lehre abzuändern.

Wenn sich nun Bischöfe dagegen mit den Worten erheben: „Der Präfekt der Glaubenskongregation kann die Diskussion nicht einfach mit einer autoritativen Stellungnahme beenden“, dann müssen sie sich fragen lassen, womit Bischof Dr. Gerhard Ludwig Müller eine Beendigung des Dialogs zu den wiederverheirateten Geschiedenen gefordert hat. Er hat lediglich die Rücknahme der Freiburger Handreichung und deren Überarbeitung im Hinblick auf die Lehre der Katholischen Kirche verlangt. Die Diskussion in der jetzigen Situation zu beenden, wäre wenig hilfreich, ja sogar schädlich. Zuviel Verwirrung steht im Raum. Dies macht auf erschreckende Weise der Einwurf eines Bischofs deutlich, er finde es problematisch, dass jemand sein Leben lang auch vom Empfang des Bußsakraments ausgeschlossen bleibt, denn schließlich sei die Beichte nach katholischem Verständnis eine ganz große Chance auf Versöhnung und Neuanfang. Warum sagt dieser Bischof nicht, dass eine Beichte sofort möglich ist, sobald die Betroffenen einen wirklichen Neuanfang ernsthaft wollen, d. h. bereit sind, das Ehebrecherische an der neuen Verbindung aufzugeben, also wie Bruder und Schwester zu leben, und sich durch die hl. Beichte die Gnade zu diesem Schritt und zur Durchhaltung zu erwirken?

*Sofie Christoph
86447 Aindling*

**Wir bitten um
Spenden für den**

**DER
FELS**

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin

Besinnungstage 21. bis 23. Februar 2014

Mit Pater Paul Maria Sigl im Franziskushaus Altötting · Neuöttinger Straße 53 · Anreise: Freitag ab 16.00 Uhr - Abschlussvortrag Sonntag 14.30 Uhr · Gesamtkosten: für Übernachtung und Verpflegung 95.- Euro bis 105.- Euro; je nach Zimmerausstattung, Kinderermäßigung, Kinder unter 3 Jahren frei · Teilnahmegebühr: Vorträge und Gestaltung: freiwillige Spende · Anmeldung: ausschließlich im Franziskushaus; Tel.: 08671 - 9800 · Kinderbetreuung: durch Schwestern und Brüder der Familie Mariens · Weitere Informationen: Johannes Fischer, Tel. 08052 -957745 · Josef Hofmeyer, Tel. 08051 - 4536

Berichtigung

Im Beitrag „Der Biesdorfer Jesuitenprozess 1958“ im Fels Nr. 12 Jahrg. 2013 ist bei der Kürzung die Negation „nicht“ verloren gegangen. Es muss richtig heißen: „Es ist auch ein Anliegen dieses Beitrags, dem entgegenzuwirken und die Mittel und Methoden der damaligen Machthaber in der DDR als Ausdruck des wahren Charakters des SED-Regimes nicht verharmlosen zu lassen.“ Wir bitten um Entschuldigung.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,
Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 27.01.2014 · Sühnegebetsstunden · monatliches Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises · Maria-Hilf-Kirche · Euch. Feier, Predigt, Beichte, eucharistische Anbetung · 18:00 - 21:00 Uhr · Hinweise: 02602-7272

Veranstaltungen der Initiativkreise - Aktionsgemeinschaften:

Mainz:

18. Januar 2014 · 15:45 Uhr · Erbacher Hof, Grebenstraße, Mainz · Prof. Dr. Marius Reiser: „Was glaubten die Heiden zur Zeit Jesu“ · 18:30 Uhr · Hl. Messe · Marienkirche, Weintorstraße · Hinweise: Tel.: 06131-221228

München:

28. Januar 2014 · 18:00 Uhr · Hansa Haus, Briennerstraße 39, 80333 München · OStD Josef Kraus, Präsident des Dt. Lehrerverbandes: „Helikopter-Eltern – Schluss mit Förderwahn und Verwöhnung“ · Hinweise: Tel.: 089-605732

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Januar 2014

1. Bei allem wirtschaftlichen Fortschritt werde die Würde des Menschen geachtet

2. Für die Christen auf dem Weg zur Einheit

Bernhard Büter, Heinz Bello und Michael Kitzelmann – klare Worte brachten ihnen den Tod

Wer zeitlebens in einer freieitlichen Demokratie gelebt hat, fällt leicht in den Irrtum, seine angenehmen Lebensumstände auf die Lebensbedingungen im Hitler-Staat zu übertragen. Nur so ist es zu erklären, dass heutige Zeitgenossen ihrer Vorgänger-Generation vorwerfen, sie hätte nicht gegen das Hitler-Regime demonstriert. Das heißt im Klartext, die Menschen damals hätten sich, ihre Familien und Freunde in den Kugelhagel der SS oder zumindest noch offenen Auges ins KZ begeben sollen. Ein unverantwortlicher Vorwurf! Wie schnell eine unvorsichtig geäußerte Kritik in den Tod führen konnte, zeigen beispielhaft die Todesurteile gegen Leutnant Michael Kitzelmann, Soldat Heinz Bello und Landwirt Bernhard Büter.

Leutnant Kitzelmann hatte irgendwo an der damaligen Ostfront vor Kameraden gesagt: „Daheim reißen sie die Kreuze aus den Schulen und uns macht man hier vor, wir würden gegen den gottlosen Bolschewismus kämpfen.“ Kitzelmann wurde verraten, zum Tode verurteilt und erschossen. Der Student und Soldat Bello hatte vor Kameraden gesagt: „Die Laternenpfähle in Münster reichen nicht aus, um die Nazis daran aufzuhängen.“ Auf ein Kreuz deutend fuhr er fort: „Solange der Herrgott hier lebt, wird er schon dafür sorgen, dass den Nazis die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Obwohl die

anwesenden Kameraden Stillschweigen vereinbarten, wurde Bello acht Monate später doch verraten, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

seelsorgerlichen Beistand. Bernhard Büter konnte noch Abschiedsbriefe an seine Braut und an seine Eltern schreiben. Diese Briefe sowie der



Heinz Bello



Bernhard Büter



Michael Kitzelmann

Ähnlich erging es Landwirt Bernhard Büter. Er stammte aus Wachtum, Kreis Cloppenburg im Emsland, wo er am 16.10. 1913 geboren wurde. 1943 wurde er nach einem Lazarett-Aufenthalt wieder an die Ostfront befohlen. Im Zug diskutierte er mit einem Kameraden die katastrophale Kriegslage und äußerte sich scharf gegen Hitler und gegen sein gottloses Regime. Dies hatten SS-Leute mitgehört. Sie veranlassten an der nächsten Bahnstation, dass Bernhard Büter und sein Kamerad aus dem Zug geholt, verhaftet und zum Tode verurteilt wurden. Im Gefängnis Berlin-Tegel schrieben sie ein Gnadengesuch. Doch am 26. Mai 1944 wurde ihnen früh um 6 Uhr mitgeteilt, dass ihr Gnadengesuch abgelehnt sei und die Hinrichtung durch Erschießen um 8;25 Uhr erfolge. In diesen letzten Stunden leistete der katholische Standortpfarrer Heinrich Kreuzberg

Bericht des Standortpfarrers zeigen, dass Bernhard Büter sein Sterben als Blutzugnis für Christus verstanden hat. Er schrieb u.a.: „... Es ist ein hartes Los. Aber wie Ihr am Schreiben auch sehen könnt, bin ich sehr ruhig. Ich sterbe für Christus. Das ist mein Wahlspruch. Seid nicht traurig ... Ich sterbe in dem Sinn und in der festen Hoffnung: noch heute wirst Du bei mir sein im Paradies ... Betet und alles ist gut. Amen. Euer Bernhard.“

Die verratenen Soldaten hatten bei den damals üblichen Prozessen nur geringe Chancen, mit einer Haftstrafe davonzukommen. Bei einem offenem Widerstand wäre es erst gar nicht zu einem Prozess gekommen – sondern nur zu einem sofortigen Blutbad. Denn die demokratischen Grundrechte waren seit dem Reichstagsbrand am 28. Februar 1933 abgeschafft.

Eduard Werner